

Lore Schaumann

Bericht über ein spanisches Dorf

Sassafras Verlag

*Copyright 1975
Sassafras Verlag Düsseldorf und Krefeld
Klaus Ulrich Düsselberg
Alle Rechte beim Autor
Gedruckt mit Unterstützung des Kultusministeriums
Nordrhein-Westfalen
Fotos: Klaus und Renate Düsselberg, Elisabeth Mack,
Käte Reiter, Anton Schorn.
Der Autorin half Gisela Rhode mit der Übersetzung
einer Valderrobres-Broschüre.
Titelfoto: Wappen von Valderrobres am St. Rochus-Tor.
Druck: Düsselberg, Krefeld*

LORE SCHAUMANN

**VALDERROBRES
BERICHT ÜBER EIN SPANISCHES
DORF**

MIT SECHZIG FOTOGRAFIEN

SASSAFRAS VERLAG
DÜSSELDORF UND KREFELD [1975]

[Foto]

[Foto]

Da laufen doch Hufe an meinem Kopf vorbei. Rauhe Stimmen gehen durcheinander, männliche und weibliche. Es sind leichte Hufe, dann die gummibereiften Räder eines Karrens. Das Zimmer ist ganz hell, weissgetüncht, mit ein paar ausgetrockneten Bächen von der schrägen Balkendecke herunter, eine Wand baucht sich wie ein übermalter Fels. Durchs Fenster sehe ich auf die greifbar nahe rissige Mauer des gegenüberliegenden Hauses. Auf morschen Balkonbrettern ein geborstener Tonkrug. Jetzt erschallen drei Hornstösse von der Gasse herauf, danach kommt, wieder dicht an meinem Kopf, dunkler Sprechgesang einer Männerstimme. Aber was verkündet sie? Das Horn setzt, gicks, einen Punkt dahinter. Bald fängt, entfernt wie ein Echo, die Litanei von neuem an. Valderrobres – unser erster Morgen in Valderrobres.

Und schon ruft aus dem Hausflur Ramón, der sehen möchte, wie es uns geht: Ramón, braungebrannt, ein Bündel Thymian schwenkend. Wenn er von Barcelona in sein Heimatdorf kommt, wird er wieder, was seine Vorfahren waren: ein Bauer, der früh aufsteht und über die Felder geht. «Was hat der Ausrufer gesagt?» Ramón lacht: «Zwei Señoritas aus Deutschland sind angekommen, zwei Señoritas aus Deutschland, habt ihr es nicht verstanden?»

Wie war das gestern abend? Nach der Bergfahrt vom Ebro herauf, nach dem engen, kurvenreichen Felstal hatte sich die Landschaft in eine Hochebene mit Obst- und Olivenbäumen geöffnet. «Jetzt,» sagte Jo, «jetzt gleich kommt Valderrobres,» und er präsentierte mir den Anblick wie ein Geschenk: in den erdigen braunroten Rahmen des Hohlwegs gefasst stand vor dem hellblauen Abendhimmel ein Hügel, an den sich Häuser drängten, darüber die Kirche, darüber das Kastell. Mauern und Dächer hatten die gleiche Farbe wie die Erde, sie schienen aus ihr herausgewachsen. Aber die Plaza, auf der wir hielten, war ohne jeden Zweifel Kultur, ein intimer geschlossener Raum aus Häuserwänden, von denen die Worte widerhallten wie auf einer Bühne. Und wirklich gab es da erhöht rechts und links eine Gasse für Auftritte und Abgänge. Zwischen beladenen Eseln und Maultieren gingen wir die kopfstein-gepflasterten Stufen hinauf – morgen würden wir uns als erstes weiche griffige Schuhe mit Hanfsohlen kaufen.

Im Hause sassen unbeweglich die Verwandten, sie hatten schon eine Stunde gewartet. Auf dem Tisch standen Brot

und Wein, Öl und Mandeln zu unserem Empfang. Ich verstand kein Wort, nur die Freundlichkeit. Die Stuben waren eng und sehr sauber, die Böden bucklig. Auf den Treppen musste man die ungleich tiefen und hohen Stufen zählen, zum Auswendiglernen. Cat führte mich in ihre ausgebaute Giebelstube, wo eine Fensterwand den Blick auf Gebirge, Fluss und Dächer freigab. Aus Schornsteinen kräuselte sich Holzrauch. Eine kleine eifrige Kirchenglocke bimmelte. Katzen schlichen über die Dachziegel. Durch eine losgehakte Holztür in der Rückwand sah plötzlich täuschend nah das Kastell herein. Wie hatte Jo gesagt: «Ein Dorf, in dem Sie noch unverfälschtes Spanien erleben können.» Es hatte mich schon jetzt gewonnen. Trotzdem wurden die nächsten Tage alpträumhaft. Helga, Jo und Ramón waren nach Barcelona zurückgefahren. Es kam ein Kälteeinbruch, im Mai nichts Seltenes, wie wir später hörten. Wir zogen mehrere Pullover übereinander und deckten nachts Mäntel und Handtücher übers Bettzeug. Der Wind jagte Schmutz durch den offenen Kamin herein. Wir bedauerten, ihn nicht anheizen zu können, weil der Butan-Gasherd auf der alten Feuerstelle unter dem Windhut stand. Schon der Morgen hatte anders angefangen: Kein Esel wurde angeschirrt, kein lautes Gespräch am Brunnen geführt. Die Calle San Roque lag wie eine dunkle Schlucht da, durch die schwarzgekleidete Garcia-Lorca-Frauen huschten. Wir waren mit Stummheit, geschlagen, auch Cat fand ihr Spanisch nicht mehr. Ein Gefühl intensiven Fremdseins und namenloser Trauer brach über uns herein – Valderrobres lag weiter von Europa entfernt als Amerika. Bis Tieta Josefina uns an ihren Kamin holte, wo überm Rebholz im Kessel eine Suppe brodelte. Und bis Aristedes ihre Estufa brachte, einen tragbaren Petroleumofen, der im Nu das ganze Haus mit seiner Wärme und seinen Gerüchen erfüllte. Wie das wohl war, früher, als unterm grossen runden Esstisch das Holzkohlebecken stand und jeder in der tiefhängenden schweren Decke sein Loch für die Füße hatte? Ein Dorf im Landesinnern, das für sich selbst und nicht für Touristen lebt, so hatten wir es gewollt. Cat stellte beim Einkauf von Ziehpflaster erfreut fest, dass sie sich mit dem Apotheker französisch unterhalten konnte. Nach zwei Tagen schien die Sonne wieder, der Spuk war vorbei. Zuhause war das Interesse der meisten jählings erloschen,

[Foto]

[Foto]

wenn sie hörten, dass unser Dorf nicht an der Küste liegt. Wer weiter fragte, erfuhr «in Aragonien» und «in der Provinz Teruel» . Aber schon Teruel, 213 km von Valderrobres entfernt, ist etwas für Kenner. Und vom alten Königreich Aragón wusste ich selbst nur, was Shakespeare und der Geschichtsunterricht hinterlassen hatten: dass Ferdinand von Aragonien Isabella von Kastilien heiratete, und dass ein recht selbstbewusster Prinz von Aragón im «Kaufmann von Venedig» als Bewerber um Portias Hand auftritt und durch die Wahl des silbernen Kästchens das bekommt, was er verdient, nämlich Spott und Hohn. Die nächste grössere Stadt, Tortosa, unweit des Ebrodeltas, ist ehrwürdig und sehenswert, gehört jedoch nicht zu den üblichen Ferienzwecken. Bis Tarragona sind es 120, bis Saragossa 130 Kilometer. Keine der grossen Durchgangsstrassen führt durch Valderrobres; deshalb erscheint das Gebiet auf den meisten Landkarten als weisser Fleck, deshalb wird es auch in Spanienführern nur gelegentlich als Abstecher erwähnt, dann allerdings achtungsvoll; sein geschlossener Gesamteindruck, die einzelnen Bauwerke: Kirche, Rathaus, Kastell sind nicht zu übersehen und bekommen in DuMonts Bildatlas der spanischen Kunst je ein Photo. Es sind immer dieselben Haupttrouten, die in den Reise- und Erlebnisbüchern vorgeschlagen werden. Wer auf ihnen den Reichtum und die Vielgestaltigkeit Spaniens gesehen hat, mag die Vorzüge unseres Gebiets bescheiden finden. Spanien hat die verlockendsten Strände, es ist voll von Schlössern, Klöstern und Kirchen. Das heisst aber auch: Es bietet abseits vom Jakobsweg und von der eingefahrenen Carmen-Andalusien-Strasse unermesslichen Raum für individuelle Entdeckungen. Wir möchten unser Dorf und seinen Umkreis wirklich kennenlernen, das Land an einem Zipfel seiner Stierhaut zu fassen kriegen. Und wenn wir nur diesen Zipfel in der Hand behalten, der ist unser. Bücher können uns dabei zunächst nur wenig helfen. Wie stark unsere Phantasie durch sie vorgeprägt ist, merkte ich bei einer späteren Anfahrt mit Jo, als wir uns, von Reús das Gebirge durchquerend, dem Ebro näherten. Die Passhöhe, Abhänge mit Kiefern und Ginster, dazwischen die nackte Erde – Hemingway, dachte ich, «Wem die Stunde schlägt» . Es war ein anderer Schauplatz, La Granja in Zentralspanien, aber ich stellte mir vor, hier müsste es gewesen sein, und ich sah Robert Jordan schwer-

bepackt mit Sprengstoff durch das Heidekraut steigen. Jo wurde ernst, als wir bei Mora la Nueva den Ebro erreichten: «Hier haben im Bürgerkrieg viele tausend Menschen ihr Leben verloren.» Er sagte nicht «Rote» und nicht «Faschisten». Er war ein kleiner Junge damals. Für ihn ist das keine Literatur.

Wir verliessen uns also auf das, was wir sahen, hörten, rochen. Als erstes lernten wir nach den Morgengeräuschen der Gasse das Wetter beurteilen, noch ehe Augen und Fensterladen offen waren. Wenn früh Franciscos «Moto» über das Pflaster knattert, wird es gut. Wir unterschieden bald die Stimme unserer Nachbarin Matilda beim Wäscheaufhängen oder Hühnerfüttern, und manchmal erscholl aus einiger Entfernung Tieta Josefinas immer noch starke befehlende Stimme von der Höhe ihres Balkons. Aus den wechselnden Texten des Ausrufers lösten sich einzelne verständliche Wörter und Sätze: «Jemand wird beerdigt.» «Ein Lastwagen nimmt Pakete nach Barcelona mit.» «Eine Ladung Fisch ist angekommen.» Und bald schon bringt Aristedes frische Sardinen, knusprig und noch warm. Man muss sich beeilen, sie einzukaufen, weil sie sehr geschätzt sind. Sie hat es für uns getan.

Die Verwandten – Jos Verwandte – wohnen alle in der Calle San Roque: Tieta Josefina, die Familienälteste, eine gescheite alte Bäuerin und eine starke Persönlichkeit, die auf einem Auge mehr sieht als andere auf zweien, bewohnt, seit die Lehrerin Antonia nicht mehr ihre Mieterin ist, ihr Haus allein. Es ist feucht, und sie ächzt unterm Rheuma, aber sie will immer wissen, was in der Welt vorgeht, und wenn die Sonne scheint, sitzt sie schräg gegenüber mit anderen Schwarzgekleideten auf der Plazeta. Die meisten alten Frauen sind zierlich, haben schöne zarte Hände und Füße und feingeschnittene Gesichter – eine andere Rasse als die Männer, könnte man meinen. Kleine Kinder spielen um sie herum, und manchmal bleibt eine der Mütter stehen, die volle Einkaufstasche oder den Wäschekorb am Arm. Man redet viel miteinander, das Leben liegt offen zutage, kontrolliert, aber auch behütet. Wir sind in den Kreis eingeschlossen, halten wie alle die Haustür nur angelehnt. Das heisst: Wir sind zuhause. Wer zu uns kommt, ruft im Hausflur unsere Namen. Der schwere Schlüssel liesse sich nicht in die Tasche stecken. Er wird aussen umgedreht, wenn man weggeht, innen zur Nacht. Francisco und Aristedes wohnen in einem turm-

[Foto]

[Foto]

artigen alten Haus aus grossen Quadersteinen. An ihrer Tochter Maribel üben wir unser Spanisch. Sie versteht immer, was wir sagen wollen und verbessert uns taktvoll. Francisco kommt spät abends vom Feld nach Hause, im Sommer erst um zehn oder halb elf. Wir kennen ihn nicht anders als müde aber strahlend, die zahllosen Lachfältchen braungegerbt, einen Zahnstocher zwischen den tadellosen Zähnen balancierend.

Unterm gleichen Dach (das ihr gehört) lebt seine alte Mutter mit der Familie seiner früh verwitweten Schwester Pilar. «Sie wird nie mehr etwas anderes tragen als schwarz», sagt Cat, als ich ihren Mut und ihre Vitalität bestaune. Pilar hat den schönsten und bestgepflegten Esel der Gasse; sie geht mit ihm frühmorgens vor allen anderen aufs Feld und kehrt zurück, die strohgeflochtenen Tragetaschen auf beiden Seiten des Esels so schwer beladen, dass er wie ein wandelnder Busch aussieht. Sie ist Bäuerin mit Leib und Seele und erzieht auch ihre drei Kinder zum Arbeiten. Luis, der Älteste, hat ihr schon während der Schulzeit geholfen, abends gekellnert und nebenher bei den Nonnen Orgel spielen gelernt. Eines Tages zeigte sie uns stolz ein grosses altes Eckhaus in der Calle, das sie erworben hat: mehrere Stockwerke, geschnitzte Balkongeländer, schöne steinerne Fensterumrahmungen, drei oder vier offene Kamine, ein Renaissance-Haus. Das war, was uns auffiel. Sie jedoch führte uns durch die leeren verwohnten Räume unters Dach zu ihren Schätzen: den Mandeln und Oliven, den Fässern mit Öl und Wein, den Kaninchen und Hennen. Kleinvieh wird in allen diesen meist schmalhohen mittelalterlichen Reihenhäusern von Valderrobres im obersten gut ventilierten Stockwerk gehalten. anfangs erschrickt man, wenn einen plötzlich von oben ein ernstes Truthahnauge anblickt. Cat meint, sie brauche eigentlich nur einen Stein aus der Zimmerwand zu brechen und könnte sich jeden Morgen ein frisches Ei aus Nachbarns Nest holen. Zu ebener Erde, in der Eingangshalle, wohnen die Esel und ihr Futtermittel. Vielleicht gibt es auch ihretwegen so viele in der Mitte quergeteilte Haustüren, alle mit rundem Katzenloch. Über die innen verlaufende Treppe gelangt man zu Küche, Wohnraum, Alkoven. Schlafräume sind oft fensterlos – Licht, Luft, Sonne hat man den ganzen Tag. Vom ersten Stock an gibt es Balkone, die Gitter eisern oder holzgeschnitzt, gelegentlich beide Typen.

Manches ehemalige Wohnhaus wird jetzt für Vorräte und als Stall benutzt, manches Erbe steht leer, verstaubt und verwittert, weil die in die Stadt abgewanderten Nachkommen es nicht beanspruchen, wenn die Alten sterben. Zuweilen verteilt sich aber auch ein Nachlass auf mehrere Familien in umliegenden Dörfern, die dort alle ihr Eigentum haben. Als Klaus und Renate ihr Haus kauften, hatten sie es mit fünf Parteien zu tun, die komplizierten Verhandlungen beim Notar kosteten sie fast so viel wie das Objekt. Valderobres ist aber keineswegs in seinem älteren Teil ein Geisterdorf, wo der Wind durch leere Fensterhöhlen pfeift. Das organische Gemisch der Generationen hat sich erhalten, und von den «Ausgewanderten» kehrt mancher, der es zu etwas gebracht hat, für immer oder zeitweise zurück – als Grossvater, wie Manuel, der sich sein Haus mit allem Komfort für heisse und kalte Tage eingerichtet hat, oder als Mann in den besten Jahren wie Jo, der keine Jagd in Valderobres vorbeigehen lässt und dessen Familie während der Ferienmonate das Haus mit Leben erfüllt. Jo ist zweite Generation, also nicht einmal im Dorf geboren, aber das Dorf ist sein Stolz und seine Heimat – was nicht hindert, dass er die weitere Entwicklung mit Nüchternheit betrachtet: «Die Jungen werden immer mehr in die Vorstadt ziehen. Seht doch die Risse gegenüber an! Noch ein paar Jahre, und das Haus bricht zusammen, und dann reisst eins das andere mit sich.» Was dann kommt, haben wir bei der hässlich mit einem Betongitter eingerahmten Plazeta vor Augen. Wenn Ruinen gefährlich werden, verfügt der Alcalde, der Bürgermeister, den Abriss. Die Plazeta hat ihre Funktion, als täglicher Spiel- und Aushilfsplatz um den Brunnen und bei kirchlichen Festen. Mehrere solcher Lücken würden die geschlossene Bebauung des Hügels zerstören. Im Gewirr seiner engen Gassen, viele als Treppen angelegt, finden wir immer neue verborgene Winkel. Valderobres macht mauerstüchtig. Mauern, ihre Schichtungen und Brüche, ihre Jahrhundertzeichen, darüber lässt sich meditieren. Kaum eine bleibt ungeschmückt. Balkon und Stufen tragen Tontöpfe, Blech- und Plastikbecken, in denen Begonien und Kallas, Geranien und Rosen blühen. Zwischen dem Buckelpflaster und an Hauswänden wachsen mannshohe Malven. Es gibt ganze Rosen- und Malvengassen. Das grosse tägliche Theater für alle – Begrüssung und Schwatz, Handel und Aperitivo – begibt sich unten auf

[Foto]

[Foto]

[Foto]

[Foto]

der Plaza. Da kommen die Lieferanten, Flaschen mit Butangas werden abgeladen, ein Lastwagen aus Valencia verkauft seine Fracht von Orangen an Ort und Stelle, zweite Wahl, klein und mit Flecken, aber süß und an der Sonne gereift. Da hat von oben rechts die Bäckerin ihren Auftritt, Körbe frischen Brots am Arm, die eine Sorte lang und dünn, die andere fladenflach. Da steht die Briefkastensäule mit ihrem Gürtel in den Landesfarben, und nahebei werden in der Tabacalera Briefmarken, Tabak und Schreibwaren verkauft. Es ist eine staatliche Einrichtung ähnlich der österreichischen Trafik, und wird auch, wie dort, mit Veteranen und Kriegerwitwen besetzt. In der kleinen Telefon- und Telegrafestation sitzt die junge Telefonistin mit der Eulenbrille, stöpselt und ruft «Alcañiz?»

In der Arkadenvorhalle des Rathauses bietet ein fliegender Händler, frühmorgens vom Ausrufer angekündigt, Textilien an: Bett- und Tischwäsche, Hemden, Schürzen, einfache Kleider, Pullover. Das gibt es aber solider und besser alles auch in den umliegenden kleinen Läden, an der Plaza oder auf der ebenen, parallel zum Fluss verlaufenden Haupteinkaufsstrasse. Bei einem späteren Kälteeinbruch kaufen wir dort dicke, flauschige Woldecken, und Cats erste Jeans stammen nicht etwa aus Düsseldorf, sondern aus Valderrobres. Es wird langsam, bedächtig eingekauft unter ausführlichen, bisweilen dramatischen Reden. Cat erlebt, wie in der Apotheke eine einzige Pille sorgfältig eingepackt wird. Der Apotheker mit dem steifen Filzhut hört sich dabei geduldig die ganze Krankengeschichte an. Addiert wird immer noch auf kleinen abgerissenen Fetzen Packpapier, die sich schnell mit gotisch wirkenden Zahlen füllen. Die Läden sind gediegen, haben Holzeinbauten und viele kleine Schubladen. Wir hoffen von Mal zu Mal, dass sie nicht modernisiert werden. In den Lebensmittelgeschäften finde ich die Kolonialwarengerüche der Kindheit wieder, und noch einige dazu. Nahrung schmeckt hier nach sich selbst, nicht nach irgendwelchen Zusätzen.

Ehe wir die Bauten des schönen Platzes in ihrer täglichen Benutzung erlebten, hatten wir sie mit Besucheraugen angesehen, waren also etwa über die dreifach gebogene Steinbrücke aus der Vorstadt gekommen, den berühmten Postkartenblick mit allen Valderrobres-Wahrzeichen vor Augen: links die Flusseite des Rathauses, unterm Dach

die Reihe der Arkaden, einige vermauert, rechts die zum Trocknen aufgehängten weissen Bettücher der Fonda, in der Mitte das aus Quadern gefügte St. Rochus-Tor mit den beiden verwitterten Löwen, dem Heiligen in seiner Nische und einer Pechnase. Immer noch mit demselben Blick hatten wir die gewaltige Masse des Kastells und rechts davon den fast zierlichen achteckigen Kirchturm wahrgenommen.

In der Mitte der Plaza müsste man sich wie ein Kreisel drehen, um ihre Architektur vollständig auf sich wirken zu lassen. Kein Einheimischer wird versäumen, darauf hinzuweisen, dass eine Nachbildung «seines» Rathauses im Pueblo Español, dem spanischen Dorf auf dem Montjuich in Barcelona steht. Dort hatte man für die Weltausstellung 1929 ein (später beibehaltenes) Freilichtmuseum mit typischen Beispielen ländlicher Baukunst aus verschiedenen Epochen und Gegenden errichtet. Dem geräumigen Marktplatz dort ist das Renaissance-Rathaus von Valderrobres durch Vergrösserung und Verdoppeln einiger Baumerkmale soweit angepasst worden, dass man es fast nicht wiedererkennt. Ich ziehe das bescheidenere, aber weniger sterile Original vor, an dem die Jahrhunderte ihre Spuren hinterlassen haben. Es ist von einer Ausgewogenheit der Proportionen, die uns jeden Tag innehalten lässt, wenn wir den Treppenweg von unserer Gasse heruntersteigen: unten die auf Platz und Brückenzugang geöffnete Ecklaube mit ihren breiten Rundbögen, im Hauptgeschoss auf der Schauseite drei plastisch gegliederte Fenster mit Verdachung, von denen zwei als Türen ausgebildet und durch einen grossen schmiedeeisernen Balkon verbunden sind, im obersten, verkürzten Stockwerk die offene aragonesische Bogengalerie.

Ein nobles Monument für den täglichen Gebrauch. Die Leute von Valderrobres können den Gang der Zeiten und die Zeit von ihm ablesen. 1882 ist eine runde Uhr mit grossen arabischen Zahlen gnadenlos zwischen zwei Fenster gequetscht worden. Drei verschiedene Bezeichnungen für den Platz verteilen sich über die Fassade: Plaza de España, derzeit gültig, ist deutlich in Email gegossen, Plaza Casa de la Villa verwittert langsam, Plaza de la Constitución, das Prunkstück, hat einst Anlass zu einem Kunstwerk gegeben. Ein Engel enthüllt mit grossartig barockem Faltenwurf den Namen und einen Wachturm mit Stadtmauern. Zu seinen Häupten schwebt eine Gir-

[Foto]

[Foto]

lande mit den Worten Paz Unidad Libertad. Einigkeit und Freiheit sind sehr verblichen, nur der Friede ist noch einigermaßen zu lesen. Nicht vergessen darf ich den auch in Barcelona nachgebildeten rechteckigen Wappenstein, auf dessen Relief zwei Greifen einen Schild mit dem Eichbaum und der Jahreszahl 1599 halten. Die Eiche erscheint auch innen über der Eingangstür und auf dem Schild des rechten Löwen am Tor.

Valderrobres, Tal der Eichen, am Matarraña, hat Cat 1961 auf einem Zettel notiert, als sie den Ort kennenlernte. Und weiter steht da: Anfang Siedlung der Mauren, errichteten Kastell, 1167 weitergegeben, um 1400 Kirche gebaut. 2'300 Einwohner, 73'000 Olbäume, Wein. Über Kastell und Kirche wird noch zu reden sein, mich haben am meisten immer die 73'000 Ölbäume fasziniert. Eichen sucht man im Tal des Matarraña vergebens – die Ölbäume sind Wirklichkeit. Es gibt sie in bizarren, skelettierten Formen einzeln über steiler Trockenmauer, und mit breiten, dichtbelaubten Kronen im Steckmuster der Haine, zwar auch nicht im eigentlichen Flusstal, sondern an den Hängen bis weit hinauf in die Berge. Das sehr breite Flussbett des Matarraña liegt voller Kies, oft sieht man da kaum mehr Wasser. Es sammelt sich aber in verborgenen Grotten und an tiefen Stellen, ganz klares Wasser, in dem man baden kann und in dem die Fische springen. Paco, Pilars Jüngster, fängt sie mit der Hand. Das sind die Plätze, an denen man Picknick macht und mit den Kindern ganze Sonntagnachmittage verbringt. Obwohl der Fluss so wenig Wasser führt, ist seine unmittelbare Umgebung wie ein grosser, fruchtbarer Garten, mit Kirschbäumen, Salat-, Bohnen-, Tomaten-, Artischockenpflanzungen, aber auch Getreidefeldern. Mittendrin das grosse baumerfüllte Karree einer Ruine – sieht edel aus, ist aber eine abgebrannte Tuchfabrik. Die üppige Vegetation macht sie zum Schloss.

Das ist an der Strasse nach Alcañiz, die bald darauf an steilem Fels- und Geröllabhang hoch über dem Matarraña weiterführt. Wir biegen dann meist links ab, ins Tal des hier einmündenden Tastavins. Wieder ein in grossen Mäandern verlaufender Schotterfluss, über dem das Strässchen rasch an Höhe gewinnt. Unten schneiden Männer spanisches Rohr, Pferde und Esel sind im Schatten kleiner Weinberghäuser und Feldscheuern angepflockt. Felder, Weinberge, Mandelbaumflächen sind von Gräben be-

wässert. Je höher wir kommen, desto weiter, grossartiger und bizarrer faltet sich ringsum das Gebirge auf. Trockenmauern begrenzen die terrassenförmig ansteigenden, dem steinigen Wald- und Steppenboden abgerungenen Landstücke, auf denen jede Krume genutzt ist. Manchmal stehen auf einer Terrasse nur drei oder vier Ölbäume. Hier irgendwo müssen Pilars Felder sein, sie hat mit ihrem Esel einen weiten Weg. Manche Bauern legen neun oder zehn Kilometer zurück, ehe die eigentliche Arbeit anfängt. Wir überholen alte Bauernehepaare auf kleinen Karren oder auf Eseln. (Niemals der ärgerliche Anblick aus Griechenland, dass der Mann reitet und die Frau hinterherlaufen muss.) Die Entgegenkommenden recken noch lange die Hälse und starren uns nach: Zwei Frauen allein in einem fremden Auto.

Vielleicht sollte ich sagen, dass diese Beobachtungen die Sechziger Jahre betreffen – darüber, wie das Dorf sich ändert und wie wir selbst uns geändert haben, wird später zu berichten sein. Jenes fassungslose Anstarren unterwegs bleibt in all den Jahren das einzige Zeichen unverhohlener Neugier. Heute wäre wohl nicht mehr möglich, was Cat mit ihrem Mini-Prinz in dem einsamen Bergdorf Rafales erlebte. Sie hatte ihre Schwester Helga und die spanischen Neffen mit, und der Wagen blieb auf der steilen Dorfstrasse stecken. Finster blickende Männer und schwarzgekleidete Frauen rotteten sich vor und hinter ihm zusammen, keine Hand rührte sich zur Hilfe. Es war, erzählt sie, als seien wir die ersten Fremden, Eindringlinge im roten Auto aus einer farbigeren, unbegreiflichen Welt. Wir hatten alle Angst, die da draussen und wir drinnen, eingeschlossen in einer Spannung dichter scheinbarer Feindseligkeit.

Valderrobres liegt 508 m hoch, die Berge des Horizonts, jenseits des Flusses und der fruchtbaren Ebene, überschreiten die Tausendergrenze. Als ihren Hausberg empfinden die Valderrobres-Leute die Caja, was wörtlich übersetzt Schachtel heisst, und so liegt auch der flache, rechteckig abgekantete Felskomplex auf dem eigentlichen, mit Pinien, auf der Schattenseite mit Gras und Buchs bewachsenen Berg. Sagt jemand auf der Anfahrt von weither «ich sehe schon die Caja», so heisst das «bald sind wir da». Alle Wege führen ins Gebirge. An der Strassenkreuzung in der Vorstadt, da, wo die Rosenvilla von Ramón und Pepita steht, hat man die Wahl zwischen

[Foto]

[Foto]

Beceite 7, Calaceite 22, Monroyo 26, Alcañiz 36 Kilometer. Das heisst: Zwischen dem engen hochromantischen Felstal des jungen Matarraña, der üppigen baumreichen Ebene am Rande der Gebirgs-Säge, dem allmählichen Aufstieg zu den Passhöhen des Maestrazgo, und der Hochebene mit ihrem Blick hinüber ins Ebrotal.

Wer jenseits des Flusses in der Vorstadt wohnt, hat den schönen Blick aufs alte Dorf. Wir können es nicht vermeiden, auf ihre öden Häuser hinabzusehen. Vorstadt heisst arrabal – merkwürdig, dass der spanische Autor traumatischer Theaterstücke so heisst (sich so genannt hat?). Durch die Vorstadt fahren die schweren Lastwagen mit Obst und Fisch, Heizöl und Baumaterialien. Ihretwegen ist eine zweite, eiserne Brücke über den Matarraña gebaut worden, an der im Schatten zweier grosser Platanen auf einem niedrigen blankgewetzten Mäuerchen die alten Leute sitzen und die Fahrgäste auf den Bus nach Alcañiz oder Tortosa warten.

An den Ortseinfahrten verbleicht ein ehemals rotes hölzernes Likatorenbündel. Pfeile, durch ein Joch zusammengehalten: Mit der spanischen Variation der Fasces griff man bewusst auf die persönlichen Symbole der Katholischen Könige zurück (yugo für Ysabel, flecha für Fernando). Sie finden sich noch einmal, mit einem Kreuz und der anspruchsvollen Aufschrift «Caídos por Dios y por España» als Denkmal in einer kleinen kahlen Anlage, die ausserdem Büsche und zwei Betonbänke enthält. Das wenig feierliche Gegenüber – eine Tankstelle und Autowerkstatt – kennzeichnet den Stil dieser Ansiedlung, die alles aufnimmt, was der alte, durch den Fluss begrenzte Ortskern nicht fasst: Fabriken, grössere Handwerksbetriebe und Läden, die Gendarmeriekaserne, auch die moderne Schule, den Park, in dem junge Mütter mit ihren Kinderwagen sitzen, die hohe Wand, an der mit dem Ball Frontón gespielt wird. Oft sehen wir Patienten auf den Stufen des geräumigen Arzthauses, das auch einige Betten zur stationären Behandlung enthält (die nächste Klinik, in Alcañiz, ist 36 km entfernt).

Vor dem Möbelgeschäft halten die Lastwagen einer Fabrik in Valencia. Kastilianische Serienschränke und -kommoden werden abgeladen – die gleichen, die man nach Deutschland exportiert. Aragonien hat eigene, sehr schöne Muster entwickelt, aber der Tischler fertigt sie nur auf Bestellung an. Sieht man von den mittelmeerischen Vor-

ratskrügen ab, so scheint das Gebiet zwar Architektur, aber keine bäuerliche Kunst zu haben. Vor allem Schränke fehlen – im Antiquitätengeschäft von Alcañiz häufen sich die Stühle, teilweise noch mit Hühnermist am Bein. In den Stuben der Dorfbewohner ist das Kunststoffzeitalter ausgebrochen.

In die tiefen Geschäftsräume der Casa Falgás hinabzutauchen vermittelt Entdeckerfreuden wie im orientalischen Souk. Wir benutzen den kleinsten Anlass – eine Kerze, ein Stück Seife – uns da umzusehen und stossen uns gegenseitig an wie die Kinder. Falgas hat einfach alles: Nägel, Leim und Kochtöpfe, Vasen, Plastiktischtücher und Weingläser, Hüte, Arbeitsschuhe und Ansichtspostkarten. Das häuft sich in Säcken und auf Stellagen, von der Decke hängen Lampen, Kinderfahrräder und Spielzeuge, in Glasschränken sind jene liebevollen spanischen Horreurchen ausgestellt, die man sich fast scheut, als Kitsch zu bezeichnen – eine verwirrende Fülle, aber offenbar ein organisches Durcheinander. Denn bedient wird man, wenn nötig, schnell und sachkundig. Wir finden unsere Glycerinseife, Marke Krisbel, dazu in der ausgedehnten Kosmetikabteilung eines jener Toilettenwässer, die als Gattung «Colonia» heissen, in ihren erfrischenden Kräutermischungen jedoch ganz unkölsche Nuancen aufweisen.

Vom Flussbett herauf stinken die Küchenabfälle, noch hat für Valderrobres die Stunde der Müllabfuhr nicht geschlagen. Wir spüren die leichte Biegung der steinernen Brücke angenehm in den Beinen. In Lidias Bar an der Plaza sitzt der Uralte des Dorfs, sechsunneunzigjährig, den schwarzen Schal um den Kopf geschlungen, trinkt Rotwein und hat dabei ein wachsames Auge auf das Grüpplein fernsehender Kinder. Lidias Bar ist Treffpunkt, Umschlagplatz für Nachrichten, wichtige Seitenkulisse der Plaza-Bühne. An den kleinen runden Tischen nimmt man Aperitivo und schwarzen Kaffee. Schnell wird einer mit grünem Filz belegt, damit die Bauarbeiter in der Mittagspause ein Spielchen machen können. Und während Lidia auf dem Grill hinter der Theke unseren Tintenfisch zurechtmacht, hört sie unsere Vormittagserlebnisse an, vervollständigt unsere Fragen und beantwortet sie, ausländererfahren und klug. Solche Hilfen braucht man vor allem anfangs, wenn man sich vorkommt wie ein stummer Analphabet und den

[Foto]

[Foto]

[Foto]

[Foto]

rauhstimmigen Dialog der Frauen als fortgesetzte Schimpfkanonade missversteht. Man rettet sich in ein gieriges Trinken der Augen, sammelt Seherfahrungen als Grundvorrat. Und lernt, den sprachlosen Ausdrucksmitteln vertrauen: einer Gebärde, einem gemeinsamen Lachen. Dann versteht man einzelnes – und deutet es manchmal falsch. Denn ähnlich klingende Wörter aus anderen Sprachen können gewaltig in die Irre führen. Aber wieviel Unerfreuliches bleibt einem auch verborgen! Renate hat es anders gemacht, sie brachte nach Valderrobres das solide Rüstzeug mehrerer Berlitzkurse mit und schwamm sofort munter drauflos. Für uns liegt in der oft waghalsigen Verständigung immer noch das eigentliche Abenteuer mit dem Dorf. Unser Schreckerlebnis: Die Gasse ist am späten Nachmittag wie ausgestorben. Niemand ruft, niemand spricht mit uns. Was haben wir nur angestellt, dass die Verwandten uns böse sind? Gar nichts: Ein Stierkampf im Fernsehen. Jemand hatte es sicher erwähnt, uns war es nicht aufgegangen.

Cat, die als Lyrikerin gewohnt ist, mit Fremdheiten zu leben und sie zu benennen, hat mit dem Geheimnis der fremden Kultur keine Schwierigkeiten – im Gegenteil, es zieht sie an, und sie kriecht hinein wie in eine Höhle. Es gibt für sie dort keinen Schreibzwang, und die Menschen sprechen über einfache, naheliegende Dinge, ohne sich aufzudrängen. (Niemand stellt Fragen wie in Griechenland: Bist du verheiratet, hast du Kinder, aber warum denn nicht, wie traurig.) Bauern wie Francisco und Pilar haben in Valderrobres ein hartes fleissiges Leben, keine Idylle als fröhliche Landleute unter immer blauem Himmel. Sie sind nüchtern, skeptisch, schwerblütig, aber sie lachen gern. Müssten wir aufzählen, was denn an diesem Ort so besonders ist, so kämen wir in Verlegenheit: die Menschen, ja doch, die Menschen. Wie sollen wir aufzählen, was uns nahegeht. Aber erwähnen und beschreiben müssen wir auf jeden Fall die Kirche und das Kastell.

Eine Dorfkirche, wir nennen sie Kathedrale und haben uns niemals Rechenschaft gegeben, warum. Sie hatte nie die Cathedra eines Bischofs. Wenn er seine Besitzungen aufsuchte, nahm er hier am Gottesdienst teil. Oben in der privaten Loge sah ihn keiner. Santa Maria la Mayor hat Merkmale, die sie in einem weniger mit Kunstschatzen gesegneten Land berühmt machen würden. Allein das

Portal – aber nein, ich muss zuerst sagen, wie man sich ihm nähert, denn die Lage auf dem Hügel muss man körperlich spüren. Also hinauf durch die engen Gässchen mit ihren organischen Krümmungen, und nach der letzten das steilste Stück, mühsam über holprige, ausgetretene Stufen, Portal und Rosette schon vor Augen.

Das gotische Portal erinnert in seiner Tiefe an San Cugat del Vallés oder Tarragona, allerdings ohne den reichen Figureschmuck der dortigen Kathedrale. Hier in Valderrobres sind dem schlichten, zehnfach nach innen gestaffelten Eingangsbogen mit seiner steinernen Sitzbank rechts und links je zwei Heiligenfiguren vorangestellt, deren glatte nichtssagende Köpfe neuere Zutat sind. Einen antiklerikalen Bildersturm hat es gelegentlich auch in Spanien, gewiss aber nicht in Valderrobres gegeben. Der Zustand der zu weichen Formen abgebröckelten kleineren Figuren am Fries der profilierten Bogenfront legt vielmehr die Vermutung nahe, dass da Spuren der Verwitterung am Halse abgeschnitten worden sind. Es fehlen die Hände und was sie einst gehalten haben, wie auch die Köpfe von Lamm und Engel am Sockel. Über dem Portal betont ein Gesims mit hängenden Dreiblattmotiven die Horizontale, von der sich als vielgliedrig gefülltes Rund die herrliche Rosette abhebt.

Es vergeht kaum ein Tag, an dem wir nicht unsere Kathedrale umrunden, die mächtigen Strebepfeiler, die schmalen gegen Osten leider vermauerten Spitzbogenfenster, die Sonnenuhr am Turm – Anno 1788 – betrachten. Zwischen den Wasserspeiern wachsen Grasbüschel. Wir wünschen uns immer ein Teleobjektiv, um die Einzelheiten heranzuholen. Cat hat den Innenraum noch in seinem alten Zustand erlebt, verkommen und mit dem ursprünglichen, für die Kirche geschaffenen, hoch aufragenden Retablo, dessen gemalte Flächen um die zentrale Skulptur der Gottesmutter ihre Geschichten erzählten. Heute können wir sein Blau und Gold nur noch von einem Farbphoto ablesen, das die schweren Beschädigungen einiger Tafeln erkennen lässt. Hätten sie sich restaurieren lassen, um dem Ort dieses Werk eines namhaften Künstlers aus dem 16. Jahrhundert zu erhalten, und wohin sind die intakten Teile verschwunden?

Als der ortskundige Ramón uns 1968 führte, waren die tiefgreifenden Erneuerungsarbeiten an der Kirche schon getan. Sie betrafen die Schlusssteine der Gewölbe und das

[Foto]

[Foto]

[Foto]

[Foto]

[Foto]

[Foto]

Masswerk der Fenster, durch deren Alabasterscheiben mildes Licht in den einschiffigen Innenraum fällt. Sie hinterliessen gesäuberte Steinflächen, förderten unter späterem Beiwerk die reine gotische Gestalt zutage und gaben der Kirche anstelle des alten Hochaltars einen neuen Mittelpunkt: das strenge, modernistische, aus einem einzigen Pinienstamm geschnitzte Kruzifix. Gegen den verfallenen, ans Kastell grenzenden Teil ist eine schöne lebendige Bruchsteinmauer aufgerichtet worden. «Das haben die Bauern der Gemeinde selbst gemacht,» sagt Helga, «ihr müsst euch vorstellen, freiwillig, nach der schweren Feldarbeit!»

Valderrobres muss damals einen kunstsinnigen Priester gehabt haben. Wir erlebten ihn am Fest von San Isidro, dem spanischen Schutzheiligen des Bauernstandes, als die Kirche mit Feld- und Gartenfrüchten zum Erntedank geschmückt war und jeder aus grossen flachen Körben geweihtes Brot nahm. In der Prozession wurde der Stolz von Valderrobres vorangetragen: Das schwere, 1.30 m hohe silberne Kreuz aus dem 16. Jahrhundert, das seit dem Bürgerkrieg verschollen gewesen war. Es ist eine hübsche Geschichte, wie der Canonicus Gil Ulecia es in einer Vitrine des erzbischöflichen Palastes in Saragossa entdeckt, wie es anhand eines Ausstellungskatalogs von 1908 identifiziert wird, und wie es (restauriert) nach der feierlichen Rückgabe an den Ortpfarrer und den Alcalden im Triumph zurückkehrt. Wir gingen nach der Prozession ins Pfarrhaus, wo das Kreuz aufbewahrt wird, und bewunderten seine filigranhaften Renaissance-Szenen, Jesus und die Gottesmutter, die Apostel, den Pelikan und die Taube des Heiligen Geistes.

Ramón besorgte übrigens auch den Schlüssel für die erzbischöfliche Empore, die sich hoch über dem Kirchenschiff und im Licht der zweiten, kleineren Rosette hinter einer steinernen spanischen Wand aus edelstem Masswerk verbirgt. Der schöngeschnittene Raum, gross genug für eine Privatkapelle, als Loge nicht ohne lauschigen Reiz, ist von unten durch eine Wendeltreppe zu erreichen. Oben trägt der jetzt ins Leere führende und daher zugemauerte Verbindungsgang zum Palast das Wappen eines Erzbischofs. Im eingefallenen, dem Kastell zugekehrten Teil der Kirche wird unsere liebste Rosette von einem Stück Mauerwerk wie von einer Hand gegen den Himmel gehoben.

Ein paar Stufen führen auf den mauerbefestigten grasigen Turnier- und Waffenplatz, in dessen Ecken heute die Scheinwerfer zum Anstrahlen montiert sind. Das Kastell selbst betritt man durch eine unverhältnismässig niedrige, wie ein Schlupfloch wirkende gotische Spitzbogenpforte. Palast oder Kastell? Wer die mächtige Ruine mit den wenigen, klein erscheinenden Fenstern nur von aussen sieht, gewinnt den Eindruck, es müsse sich da um eine reine Befestigungsanlage gehandelt haben. Von innen ergibt sich ein völlig anderes Bild. Als Elisabeth zum erstenmal in Valderrobres war, fand sie den Gedanken, im Kastell herumzusteigen, so wenig einladend, dass sie ihn bis zuletzt vor sich hinschob. Dann war es ein warmer, aber nicht drückender Tag, der Himmel blau, das Flusstal mit seinen Büschen, Pappeln und Gartenflächen sehr grün, das Gebirge deutlich. Elisabeth kam überhaupt nicht mehr wieder, und «ich muss sofort wieder rauf» war alles, was wir hörten, als sie ihren Film auswechselte. Luftigkeit und Eleganz der skelettierten Innenräume hatten es ihr angetan, durch den grossen Festsaal schwirrten die Mauersegler, sie konnte nicht aufhören, dem wechselnden Licht zu folgen, das durchs offene Dach, durch Fenster, Arkaden, Türen hereinkam und die Schatten verschob. Es waren vor allem diese schattenumrahmten Öffnungen nach innen oder aussen, die sie mitbrachte, Wände von ausdrucksvoller Zeichnung und starker Tonigkeit.

Im ersten rauschhaften Glück des Kennenlernens kroch Cat mit ihrem billigen Photoapparat auf den Gurtbögen des Dachs herum. Das war 1963. Die beiden Lehrerinnen, die sie hinbegleitet hatten, schrien vor Entsetzen, ein paar Jungen auf dem Fussballplatz klatschten zu ihr hinauf. Sie freut sich noch jetzt, dass sie da oben war. Das herrliche Land unter der Caja mit einem Blick umfassend und vorsichtig mit dem Fuss sichernd, ob nichts -unter ihr wegbröckelte – ihre Initiation, ihre Besitzergreifung. Damals wucherten noch Bäume, Büsche, Brennesseln in den Gemächern und Fluren. Im tiefstgelegenen regendichten Teil, wo zwei riesige gewölbte Räume ehemals den Pferden und den Pferdeknechten Unterkunft gaben, fand man nun manchmal Überreste von Lagerfeuern der Zigeuner. Cat musste einmal abwarten, bis eine halbverweste tote Katze hinter der Eingangstür weggeräumt war, und mitten in der noch heute durch ihre Steinbänke als Versammlungsraum kenntlichen Halle hatte ein aufrechter

[Foto]

[Foto]

junger Baum die gewaltigen Bodenplatten gesprengt. So wild zugewachsen habe ich das Kastell noch erlebt, ehe die Denkmalspfleger ein paar vorsichtige Sicherungs- und Reparaturarbeiten vornahmen und auch eine gewisse nicht zu penible Ordnung herstellten. Immer noch bewegt man sich auf schmalen Trampelpfaden von einem Stockwerk ins andere. Wer weiss, was drunter liegt und wieviel einstürzen würde. Es heisst, dass die Experten den Schutt nur zögernd wegräumen. Wieder und wieder erscheint in Türumrahmungen, über Fenstern oder inmitten der Wand ein guterhaltenes Wappen mit sieben Türmen oder Kastellen, gekrönt von einem Kreuz.

Und dann steht man plötzlich im grossen Kaminsaal, so geheissen wegen der drei noch intakten offenen Feuerstellen. Genausogut könnte er der Saal mit den Dachrippen, mit den offenen Arkaden oder mit den gotischen Zwillingsfenstern heissen. Von innen ist nur noch das Masswerk da, spitzenartig ausgezackt, ohne die Stütze der schlanken Säulen. Nischen in der Fensterbreite, zu denen man einen Schritt hinaufgeht, haben steinerne Wandbänke und holen die weite, kontrastreiche Landschaft mit der Caja herein. Da sitzt man und staunt nach drinnen und draussen. Der Saal ist heute mit den nackten Rippen, die ehemals das hölzerne Dach trugen, höher und luftiger als im unzerstörten Zustand, denn man muss sich vorstellen, dass die Balkendecke darunter flach auf dem Steinsims lag – die Löcher für die Balken sind noch zu sehen.

Erde bedeckt den Boden des Saals, und Unkraut. Die Vögel tragen Samen herein. Durch die Tür zur Küche müssen sich grosse Leute bücken. Die Küche, quadratisch und nach oben achteckig verjüngt, hatte ein ovales Loch in der Decke, durch das der Rauch abzog. Irgendwo auf diesem Stockwerk der Prunkgemächer hätte man auch den Löwensaal zu suchen, dessen Wahrzeichen, die beiden steinernen Löwen, jetzt am St. Rochus-Tor den Eichbaum von Valderrobres präsentieren.

Von hinten, wo die Mauern des Kastells kompakt und fast fensterlos aufsteigen, wird sein Verfall deutlicher sichtbar, und auch die Kirche erscheint verwahrlost. Alles verläuft sich auf dem immer noch ansteigenden Hügel in staubigen Wegen und halbverfallenen Schafställen. Hinter der schönen Doppeltür zum ehemaligen, ummauerten Friedhof wächst Unkraut. Doch gleich am Kirchplatz und beim Hinabsteigen nimmt man wieder grosse, dauerhafte

Häuser wahr, eines, durch dessen Fenster Tische und Stühle zu sehen sind. «Comedor Escolar» , Schul-Speisesaal steht auf einem Schild. Dann das ehemalige Hospital mit seinen eisenvergitterten Fenstern und der gotischen Eingangstür. Vom herrschaftlichen Rang des Pfarrhauses ist auf der bescheidenen Eingangsseite an der Kirchenstiege nichts zu merken. Seine hohe Quadermauer ragt in die Calle San Roque hinein – unsere Gasse, deren Häuser zum Teil bedeutenden Zuschnitt haben.

«Hier möchte ich bleiben, wenn ich alt bin!» sagte Cat, als das Land und die Menschen ihr zuwuchsen, «hier möchte ich ein Haus haben.» Sie meinte den ganzen Ort. Dass es die Calle San Roque Nr. 27 wurde, ist Helgas unermüdlichem Suchen zu danken. Im Oktober 1964 hatte sie «das Haus» gefunden: «Es ist sehr alt, sehr aufbaubedürftig. Im Augenblick wohnen Ratten, Katzen, Eidechsen drin. Es ist total verschmutzt, hellblaue Wände, schadhafte Stellen, lose Balken. Ich bin lange drin gewesen, habe viel überlegt, wie es bewohnbar zu machen ist. Das Teuerste wird die Wasserleitung, dann der Strom, als nächstes das Dach.» Später jedoch finden sich in der Kostenaufstellung für Cat noch weitere Posten: 12 neue Stufen legen (Treppe sehr schadhaft), eine Wand wegreißen, weil sie Licht wegnimmt, ein kleines und ein grosses Fenster schlagen. Die ganze Mühsal dessen, was man in Spanien «ein Haus regeln» nennt, lässt sich nur durch jemanden bewerkstelligen, der im Lande wohnt. Es kamen Photos, die das «Vorher» und «Nachher» anschaulich machten, zum erstenmal den Blick vom neuen Giebelzimmer über die Ziegeldächer zum Fluss zeigten, und Helga berichtete immer wieder brieflich vom langsamen Fortschreiten der Bauarbeiten, die sie bei ihren Besuchen in Valderrobres beaufsichtigte – glänzend an spanische Verhältnisse assimiliert, aber eben doch nur eine Frau. Und wieviel gelten deren sachliche Forderungen unter Spaniern ... Tieta Josefina stellte alte Flechtstühle zur Verfügung, irgendwo fand sich ein gescheuerter runder Familien-Esstisch, und Helga trieb als Glanzstück die alte spanische Wanduhr auf, oval mit Wellen, Perlmutterintarsien im schwarzen Holz. Das Haus nahm Gestalt an, füllte sich mit praktischen und brauchbaren Dingen und wurde schliesslich, wie Helga prophezeit hatte «ein Schmuckkästchen, wenn auch ein einfaches» .

Jetzt sind wir schon mehrere Liebhaber des alten Dorfes.

[Foto]

[Foto]

[Foto]

[Foto]

[Foto]

[Foto]

(Die Barcelonesen haben es längst entdeckt, 25 Familien.) Als Klaus und Renate mit ihren Kindern zu Gast da waren, schrieben sie nach vierzehn Tagen «wir kaufen auch ein Haus!» Und wieder half Helga bei der Expedition durch Ställe und verstaubte leere Räume, wieder fand sich «das Haus» in der Calle San Roque. Der fünfstöckige Palacio ist eine Lebensaufgabe. Mit Pepe, dem aufgeschlossenen heimischen Baumeister besprach man die notwendigsten Änderungen. Durch Einreissen mehrerer Wände wurde ein grosser, heller Koch-, Ess- und Wohnraum gewonnen. Ein Aussichtsfenster macht das oberste Stockwerk zur Sonnenterrasse – im Sommer ebensowenig zu gebrauchen wie Cats Giebelstube. Die Einheimischen wissen, warum sie da oben ihr Vieh unterbringen und immer in der Wand einige Löcher lassen. Das sind maurische Bau-Erfahrungen, Geheimnisse der Luftzirkulation, auch in den offenen aragonesischen Arkaden.

Zuerst ein Badezimmer! Klaus wusste, was da an Schmutzarbeit auf ihn wartete. Wie er in den Ferien mächtige Balken von dick aufeinandergeschichteten Anstrichen befreite – die Nachbarschaft beobachtete es mit Spannung. Sie wird noch auf Jahre hinaus mit der Casa D. beschäftigt sein. Klaus nimmt sich ein Zimmer nach dem andern vor, manchmal hilft ein Freund dabei. Noch sind die Ornamente der Türen nicht freigelegt; zwischendurch müssten einmal die Balkons mit ihren geschnitzten Geländern vorgenommen werden. «Erst wenn man selber angestrichen hat, weiss man, wie verdammt viel Holz an einem alten Haus ist.»

Klaus und Renate kann wenig mehr erschüttern, ihre Hauskatastrophe passierte, als sie erst wenige Wochen Eigentümer waren: Bei einem schweren Unwetter schoss das Wasser in Strömen durch die obere Parallelgasse, unterspülte die Fundamente des rückwärtigen, noch ruinösen Hausteils und riss eine Mauer ein. Die Folge: unvorhergesehene Ausgaben, Konzentration auf eine Seite, die zunächst gar nicht beachtet werden sollte. Wassererlebnisse gibt es viele: Cat wird mitten in der Nacht von Helga geweckt, weil es auf sie und die Kinder regnet. Man kramt in Schrank und Koffern, deckt die Betten mit Regenmänteln und Plastikplanen ab und setzt seinen Schlaf unter einem Regenschirm fort. Auch Elisabeth erwachte eines Nachts durch einen Tropfen, der ihr mitten auf die Nase fiel. Dass es zu solchen Spitzweg-Kopien

kommt, ist das Werk der unzähligen Katzen, die über die Dächer sausen und lose liegende Ziegel verrücken. Nicht immer jedoch lassen sich die klimatischen Überraschungsgeschenke mit Witz und Improvisation abtun. Abhängigkeit von der Natur ist etwas, was wir Grosstädter in Valderrobres erst wieder lernen müssen.

Als sich Cat und Elisabeth eines Mittags im Haus aufhielten, bezog sich der Himmel schwefelgelb. Die putzende Maribel, sonst immer sehr ruhig, schaute besorgt nach draussen. Es wurde rasch dunkler, Dick, der Hund, kam winselnd aus der Giebelstube herunter und verkroch sich im Erdgeschoss-Vorraum. Inzwischen war schwarze Nacht, auf der Gasse weder Mensch noch Tier. Zuerst fielen Tropfen, dann knallte es, als ob aufs Dach geschossen würde, und gleichzeitig rauschte es. Maribel rannte nach allen nur verfügbaren Tüchern und presste sie gegen die Fensterritzen. Das Haus erwies sich als recht undichte Arche. Überall troff es von der Decke herunter, nun liessen sich die braunen Bäche auf der weissen Wand erklären. Der Hagel hatte einige Ziegel zerschlagen, umgekehrte Schirme mussten den Regen auffangen. Plötzlich rauschte es draussen auf der Gasse, ein dicker gelber Fluss wälzte sich hindurch, und floss in die Erdgeschossräume. Dies Rauschen in der unheimlichen Stille. Von den Bauern waren die meisten morgens zuhause geblieben, auch Francisco (die Stadtleute hatten nichts gemerkt), aber wie sich nun herausstellte, mussten Luis und sein Esel vom Hagel überrascht worden sein. Wie sah es auf den Feldern aus, waren die Oliven und das Korn getroffen? Das fragten sich die Leute, als sie nun alle gleichzeitig in die noch fusstiefe Nässe der Gasse hinaustraten und von den Schäden in ihren Häusern erzählten. Jeder sprach mit jedem, das war viel wichtiger als gründliche Wischerei. Und da kam Luis mit dem Esel, über und über nass, aber unverletzt. Die beiden hatten sich in die Ecke eines Feldschobers geduckt. Francisco, Paco und Teres zogen in hohen Gummistiefeln und mit Eimern vorbei. «Wollt ihr nachher Schnecken haben?» rief Francisco herauf und musste schnell erklären, dass nach dem Unwetter die Schnecken in Massen herauskommen. Liest man sie nicht schnellstens ab, so fressen sie, was nicht getroffen worden ist. Das Ergebnis der Felderbesichtigung war allgemeines grosses Aufatmen: Getroffen waren nicht die Oliven, nicht Wein und Weizen.

[Foto: Francisco kommt nach Hause]

[Foto: Messerschleifer]

Das andere Extrem des Inlandklimas sind die oft Monate dauernden Zeiten der Regenlosigkeit im Sommer. Dann sinkt der Wasserdruck rapide, im Haus kann man kein Bad mehr nehmen, und der Name der obersten Gasse unter der Kastellmauer, Calle Fuentes de Ebro, wird zu blankem Hohn. Dann begreift man, wie wichtig es ist, einen guten Brunnen, eine *fuenta* zu haben. («Ich weiss eine Quelle mit klarem Wasser» – Anlass für ein Picknick.) Aber mögen die Menschen von Valderrobres auch Wasser sparen müssen, ihre Felder haben welches, denn in Perioden der Trockenheit wird der Pantano geöffnet. *Pantano* (oder *embalse*) ist das spanische Wort für Stausee. Der Pantano de Pena, 1930 erbaut und 18.5 Millionen m³ fassend, gehört zu dem grossen System von Bewässerungsanlagen, das in den letzten Jahrzehnten planmässig verdichtet worden ist.

Er mutet an wie ein natürlicher Bergsee, wie ein grosses blaues Auge in einem strengen Gesicht. Nichts als die Erwartung bereitet auf ihn vor, wenn man von der Strasse nach Fuentespalda abbiegt und sechs Kilometer lang einen staubigen, sachte ansteigenden Weg am Rande eines immer enger und felsiger werdenden Tälchens hinauffährt. Links liegt ein Bauernhof an der Strecke. Früher gab es da mehrere, sagte Jo, aber sie sind nach dem Bürgerkrieg nicht wieder bezogen worden. Zum Schluss noch als retardierendes Moment ein Strassentunnel durch den Fels – und die Überraschung ist vollkommen: Eingefasst von pinienbewachsenen Bergen die klare Wasserfläche, in vollkommener Einsamkeit, gar nicht lieblich, sondern herb und zunächst eher abweisend. Lockt es einen trotzdem, am Ufer entlang weiterzufahren, so erhebt der Wächter Pablo einen symbolischen Pesetenbetrag. Dafür wird ein Permiso de Circulación der Confederación Hydrografica del Ebro ausgefüllt und überreicht, mit Wagen-Kennzeichen, Datum und schwungvoller Unterschrift. Dann durchquert man flaches Obst- und Ackerland um einen kleinen Zufluss herum, wo meist jemand angelt, und findet sich bald auf der Längsseite – der einzig befahrbaren, denn gegenüber, wo die höheren Berge sind, gibt es nur einen Fusspfad. Die runde Geschlossenheit des ersten Überblicks trägt, man fährt einige grünbestandene Buchten aus, und vor dem Rio Pena, nach dem der See benannt ist, mit markanter Kurve in einen verborgenen Seitenarm. Beim Baden sind wir

dort werktags auf der waldigen Landzunge ganz allein. Doch von ferne schallt das Geräusch eines Bulldozers, und wir sahen unterwegs eine Stelle, wo oberhalb der Strasse die braunrote Erde aufgerissen war. Es fielen uns auch, halb versteckt hinter Obstbäumen, Büschen und Blumen, mehrere weisse Häuser auf.

Da haben sich Landsleute angesiedelt. Für die Orte in der Umgegend prägen sie das Bild vom Deutschen derart stark, dass wir von jedem Fremden, der uns sprechen hört, im Geiste dort untergebracht werden. «Aus Valderrobres kommen Sie,» sagte der Konditor Antonio Alejos in Alcañiz, während die Verkäuferin uns sein köstliches Mandelgebäck einpackte, «da wohnen Sie doch sicher am Pantano!» Es erschütterte sein Weltbild, dass wir uns zu den Vorzügen des alten Dorfes bekannten. Was schön ist am Pantano, wissen wir trotzdem zu schätzen. Und wir verstehen gut, warum der vielbeschäftigte Arzt, der Manager, der unruhegeplagte Funkredakteur in den Ferien nichts anderes wollen als Einsamkeit und Landschaft auf 750 Metern.

Wie es dazu kam, ist die Geschichte einer konsequenten Begeisterung. Jo lernte als Student in Heidelberg einen jungen, in Valencia studierenden Deutschen kennen. Sein Interesse an Spanien gefiel ihm, und er lud ihn für die Ferien nach Valderrobres ein. Dieter B. sah den Pantano, spürte die Magie des Orts und nahm sich vor «wenn du jemals zu Geld kommst, baust du dir hier ein Haus» . Er kam zu Geld und er baute sich sein Haus und es blieb nicht dabei. Der moderne *Conquistador* findet seine Amerikas im Lande. Oder er ist ein Ausländer, der es friedlich erobert, und wenn es gutgeht, wird eine so gelungene Landnahme wie beim Pantano daraus.

Die sonnige Pantano-Seite stilvoll zu besiedeln ist Dieter B. wichtigste Nebenbeschäftigung geworden. Er trifft unter seinen Interessenten eine gründliche Vorauswahl. «Kein Alterssitz, kein Flamenco-Spanien» warnt er sie, und trotzdem ist die erste Reaktion meist extrem, euphorisch oder melancholisch. Auch wer schon eingelebt ist, kann in der strengen Landschaft unter der glühenden Sonne in Panik verfallen. Der einheimische Bauunternehmer hat mittlerweile 15 Häuser hingestellt, die ihm und den deutschen Auftraggebern das beste Zeugnis ausstellen. Nicht jedes ist bescheiden, aber keines tut der Landschaft Gewalt an. Die Pinien am Hang bleiben

[Foto: Viuda]

[Foto: Señor mayor con bastón]

stehen, und bald sind die neuen Mauern bewachsen. Doktors Haus, das wir kennen, ist für Uneingeweihte kaum zu finden, hat aber den vollen Blick aufs Wasser. Es ist innen weiss getüncht, von anspruchsvoller, sehr individueller Schlichtheit, und ganz ebenerdig angelegt. «Ein Geschoss, höchstens noch ein halbes drauf» , solche Auflagen behält sich Dieter B. seinen Grundstückskäufern gegenüber vor. Er möchte die Pantano-Häuser immer noch unauffälliger machen. Neuerdings legt er den Bauherren nahe, Bruchsteine zu verwenden. Zwar ist er für das Dorf zu einem wirtschaftlichen Faktor geworden, aber Kalkül allein erklärt ihn nicht. Es ist die in 20 Jahren bewährte Liebe zu diesem Fleck Erde, die er auf andere überträgt.

Unsere Erfahrungen im Dorf lassen sich mit denen am Pantano kaum vergleichen. Dort weckt am Morgen das Licht, der erste Blick geht aufs Wasser, und wer mag, steigt noch vor dem Frühstück hinein. Im Sommer sitzt man halbe Nächte auf der Terrasse, zündet, wenn es kühl wird, den Aussenkamin an und betrachtet den Sternschnuppenfall. Ringsum ist schwarze Nacht und atmende Stille. Elektrisches Licht gibt es dort draussen nicht. Die Häuser haben Butan als Energiequelle und bekommen ihr Wasser von Zisternen. Wer besonders gutes haben will, holt es von der Heilquelle im Strassentunnel. Es ist ein intensives Leben mit der Natur. Allein diese Farben zu beobachten: das Grün der Pinien, das Ocker des nackten Bodens, die wechselnden Grau-, Blau- und Grüntöne des Sees. Die Caja und die Picoso liegen auffordernd vor der Nase – da muss man doch hinauf. Oder man läuft einfach ohne Ziel drauflos, etwa dem Pena-Flüsschen entlang, dann auf Ziegenpfaden den Hang hoch, pflückt Preisselbeeren, schlägt mit dem Hämmerchen Gesteinslagen los und stösst nach Stunden auf einen einsamen Hof. Spuren von Kultur haben ihn vorher angezeigt: Heufäden, kleine Terrassen mit Öl- und Mandelbäumen, aus halben, ausgehöhlten Baumstämmen ein selbstgefertigter Aquädukt, der das Wasser einer Quelle zum Hof leitet. So hat es mir Gisela R. erzählt.

Der nächstgelegene Ort, Beceite, hat eine Naturlandschaft, deren Grossartigkeit viele Besucher anlockt. Dieser sogenannte *Parrizal* (von *parriza* = wilde Weinranke) liegt im obersten Abschnitt des in den Bergpässen von Beceite entspringenden Matarraña. Die Felswände schlie-

ssen sich teilweise über dem schmalen Wasserlauf so dicht, dass völlige Dunkelheit herrscht und man einen einheimischen Führer braucht, wegen der Schlangen möglichst mit Hund. Cat, die mit Ramón in diesem unwegsamsten Teil war, erzählt, dass er mit den Fingern Wasser aus der Wand kratzte. Weiter unten weichen die Felsen zurück, das Tal erweitert sich, aber im Wasser, das man je nach Jahreszeit durchwaten muss, liegen immer noch riesige Felsbrocken.

Die Pantano-Gegend hat ihre besondere, reiche Vegetation. An der Caja wachsen Steineichen mit Trüffeln und oben auf ihrer Felsplatte so wirksame Heilkräuter, dass der Schäfer seine kranken Schafe dort hinaufträgt. Was uns allen fehlt, ist ein Pflanzenbestimmungsbuch für die Umgebung von Valderrobres. Es gibt die Kräuter der Provence (im August sammeln die Bauern Lavendel), es gibt Wacholder- und Ginstergewächse, Lebensbaum und Stechpalme, Buchsbaum und Orchideenarten, aber eben noch viel mehr, was wir nicht benennen können. Elisabeth, die Naturwissenschaftlerin, gerät jeden Tag in Entzücken und Zorn: «Was ist das nun wieder?» Bei der Anfahrt zum Pantano hat sie uns den immer an der gleichen Stelle auffliegenden Wiedehopf gezeigt. Beim Baden sehen wir auf den warmen Steinen Eidechsen, manchmal Schlangen. «Alle ungefährlich,» sagt der Doktor, der sein Serum noch nie gebraucht hat. Aber die Dörfler schlagen sie unterschiedslos tot. Jo schießt Rebhühner und Hasen. Den Pantano-Leuten läuft gelegentlich ein Dachs oder Marder über den Weg. Die sagenhaften Steinböcke der Gegend bekommen auch sie nicht zu Gesicht, wohl aber Adler, Eichelhäher und Bachstelzen. Und abends können sie einen Barsch in der Pfanne haben, frisch aus dem See, in dessen klarem Wasser es auch Schleien, Barben und Karpfen gibt.

Der Hauptgegensatz zum Dorf leben liegt in der geschlossenen deutschen Kolonie, doch ist sie niemals vollzählig. Wer Kinder im Schulalter hat, trifft in den Sommerferien Menschen der gleichen Generation. Die Älteren kommen in den stillen, weniger heißen Frühlings- und Herbstmonaten. Auch die Pantano-Be-wohner sagen «das Beste hier sind die Menschen» . Sie treffen seit Jahren immer dieselben Bauarbeiter und Bauern, mit denen sie gut Freund sind, sonntags strömen Dorffamilien, meist mit städtischen Verwandten, zu picknickgeeigneten Stellen

[Foto: Barbara]

[Foto: Boda - en las escaleras de la Iglesia]

im trockenen Flussbett. Und mindestens einmal wöchentlich kleidet man sich zivilisiert und macht in Valderrobres Grosseinkauf. Antonio Polaco hat seinen Laden für Mitteleuropäer auf Selbstbedienung umgestellt, verkauft aber auch an alle, die das vorziehen, weiter im alten Stil. Bei Lidia wird die Post in Empfang genommen, ein Kaffee getrunken und der Notizzettel überprüft. Irgendwo auf der Plaza machen wir dann plötzlich eine deutschsprachige Freudenszene, die beiden verschiedenen Gruppen, Doktors, die auch wieder da sind und wir Dörfler auf Zeit.

Gelegenheiten, bei denen sich alle treffen, sind die Feste. In Valderrobres sind sie eng ans Kirchenjahr gebunden und entwickeln aus dem religiösen Anlass tiefliegende vorchristliche Leidensmagie oder wilde Fröhlichkeit. Und nichts ist kommerzialisiert. So wird, wie in Calanda, dem Herkunftsort von Luis Buñuel, am Karfreitag getrommelt, aber nicht, wie dort, die ganze Nacht lang, und nicht als Touristenattraktion. Die Prozession mit den Kapuzenmännern setzt sich zur Stunde der Kreuzigung von der Kirche aus in Bewegung und durchwandert den ganzen Ort. Kerzen brennen, dumpf hallt der Trommelklang in den engen Gassen. Cat erzählt, wie sich ihr Schwager, der lebensfrohe grossstädtische Geschäftsmann, vor ihren Augen verwandelte, wie er schon frühmorgens vor Spannung fieberte und nichts ass, wie er dann unter die Kapuze schlüpfte und ein anderer wurde, Teil eines grösseren Körpers, der im gleichmässigen Rhythmus der Trommeln vorantappte. Es ist ein alter Zauber, der da zutagetritt einer, den die moderne spanische Kirche als heidnisch ablehnt. Aber liegt nicht in allem sinnlich Zeichenhaften ein Stück Heidentum, auch im trockenen geweihten Palmwedel, der das ganze Jahr durch an unserem Balkongitter hängt?

Renate berichtet von San Cristobal, dem Christophorustag als an der grossen Strassenkreuzung in der Vorstadt alles, was Räder hatte, am Pfarrer vorbeizog und ein geweihtes Sträusschen angesteckt bekam. Es war eine lange geduldige Schlange: zuerst die Lastwagen und Busse, dann die Personenwagen, dann die Traktoren, dann die Motorräder und Fahrräder, und zum Schluss die Kinderwagen.

An Corpus Cristi, dem Fronleichnamfest, sind die Frauen der Calle San Roque noch früher auf als gewöhnlich. Der

Gassenboden wird mit Blättern bestreut, auf der Plazeta entstehen vor einem Altar mit Kerzen, Blumensträussen und Blattpflanzen künstlerische Gebilde aus der christlichen Symbolik. Ist es ein Kelch oder ein Fisch, der sich da aus weissen Blütenblättchen dicht gesteckt, rot und gelb umrandet vom grünen Blatt-Teppich abhebt? Die Bäckerin Antonia tut sich besonders hervor, formen ist ihr tägliches Brot. Alle sind von einer schwirrenden Aufregung erfüllt, ob man rechtzeitig fertig wird und ob niemand das kostbare Werk zerstört. Von den Balkons hängen schon die häuslichen Prunkstücke, gestickte Decken mit Spitzen, weiss oder farbig. Und wie dann die Prozession kommt und alle an der Plazeta niederknien, ist es ein so wunderbares Bild, dass Mühsal und Aufwand vergessen sind.

San Isidro, der Heilige Isidor, wird nach der Prozession mit Fröhlichkeit gefeiert. Auf der Plaza gibt es Jota-Tanz und Gesang, die Balkons stehen voll mit buntgekleideten Zuschauern. Mit einem Aufzug wie im letzten Akt der Meistersinger wird die natürliche Bühne des Orts endlich einmal voll ausgenutzt.

Aber den Höhepunkt des Jahres bilden die Fiestas im August, an denen wir selbst niemals teilgenommen haben. In diesen acht oder zehn Tagen explodiert das Dorf. Es ist durch Besuche auswärtiger Verwandter und durch Leute aus Barcelona auf das Doppelte angewachsen. Beim Metzger muss man manchmal zwei bis drei Stunden warten, soviel wird erzählt, und solche Grosseinkäufe werden getätigt. (Ich verlasse mich hier auf die Erzählung von Gisela R., die mit ihrer Familie den Sommer am Pantano verbringt.) Selbstverständlich fängt alles mit Gottesdienst und Prozession an. Das Fest auf der Plaza präsidiert vom Rathausbalkon eine Königin mit ihren Damen, die vorher nominiert worden ist. Schon im Mai fand ich an der alten Fonda einen Anschlag der Festkommission, der alle jungen Mädchen und Burschen auffordert, sich mit Vorschlägen zur Wahl der Königin und ihrer Damen einzufinden. Wer dächte da nicht an unsere Schützenfeste, nur dass hier der kirchliche Anlass, Maria Himmelfahrt, das rein weibliche Patronat rechtfertigt. Valderrobres hat eine eigene Music Band, in der Luis mitwirkt und die für gewöhnlich samstags und sonntags auch an anderen Orten spielt. Jetzt hat sie daheim reichlich zu tun, eine Woche lang kommt kaum jemand zum Schlafen.

[Foto: Procesi3n en la Plazeta. D3a de Corpus Cristi]

[Foto: Procesi3n en la Calle del Carmen]

Aber die Hauptattraktion ist der Stierkampf, kein blutiges Ritual, sondern allgemeine Volksbelustigung, bei der auch Francisco mitmacht, der sonst gerne achselzuckend sagt «das ist etwas für die reichen Leute». Weissgeschminkt und im Ringelhemd treibt er als Clown in der Arena seine Spässe, während die Zuschauer auf den nächsten Stier warten. Die Arena ist am Ortsausgang Richtung Pantano provisorisch aus Lastwagen und Traktoren errichtet, auf denen die Zuschauer dichtgedrängt sitzen, ganze Familien, denn wie überall in Spanien sind die Kinder bis in die Abendstunden dabei, und selbst der Säugling wird ungeniert an die Brust gelegt. Dann werden Jungstiere in die Arena gelassen, und die jungen Männer fordern sie heraus und bringen sich vor ihnen in Sicherheit. «Es ist grossartig und mitreissend», schildert Gisela R. die Szene, «der Staub, die Hitze, der blaue Himmel, die allgemeine harmlose Fröhlichkeit. So stelle ich mir ein ländliches Rodeo im Wilden Westen vor».

Am letzten Tag begibt sich das ganze Dorf auf Wallfahrt zur unweit auf einem Berg gelegenen Eremitage, die den Heiligen Abdon und Senon geweiht ist. Der Ausflug endet in einem allgeinen Picknick. Rings um die kleine Kirche lagern sich Familien, es werden Körbe mit Tortillas, Oliven, Brot und Schinken ausgepackt, und Lidia kocht in einem riesigen Kessel Kaffee mit Alkohol.

Ein wesentlicher Beitrag zum Fest wurde deshalb noch nicht erwähnt, weil er auch im normalen Alltag des Dorfes für die jungen Leute eine Rolle spielt. Ich meine die Jota, den aragonesischen Volkstanz. Während der Fiestas ist für ihn auf der Plaza eine hölzerne Plattform aufgeschlagen, da treten die Paare in ihren alten Trachten auf, die Jungen in weissem Hemd, schwarzer Weste, Schärpe und Bundhosen, die Mädchen mit weitem Rock und Fransentuch. Beide tragen Alpargatas, Hanfsohlenschuhe, deren schwarze Bänder kreuzweise über den weissen Strümpfen am Bein hochgeschnürt sind. Die Jota ist ein leidenschaftlicher, sehr bewegter Tanz mit Kastagnetten und wird von Mandolinen und Gitarren, stellenweise auch von Gesang begleitet. Und wieder ist das Schöne in Valderrobres, dass hier nicht eine Art Schuhplatteln auf Spanisch für den Fremdenverkehr aufgezogen wird. An den Übungsabenden jeden Mittwoch und Freitag ist der Kastagnettenklang im ganzen unteren Dorf zu hören, und geht man ihm nach, so stösst man auf einen grossen kahlen

Saal, wo eine Gruppe von sieben oder acht Paaren hingebungsvoll Schritte und Tanzphasen probiert. Die immer hoch erhobenen Arme mit den Kastagnetten – es muss höllisch anstrengend sein, und den Tänzern bricht der Schweiss aus allen Poren. Auch Paco, Pilars Jüngster, ist dabei, noch wie ein junger Bär, der staunt, dass alles so schnell geht. Einige tanzen, als ob es ihnen angeboren sei, elegant und mit gesammeltem Ausdruck. Am Ende ist es für Kinder wieder einmal sehr spät.

Schlafen sie nicht alle viel zu wenig? Die Aufregung darüber haben wir uns schnell abgewöhnt, weil spanische Kinder so liebevoll, ja auszeichnend behandelt werden, dass sie reichlich kompensiert sind. Hautkontakt und Familienwärme gibt es noch im Naturzustand und nicht als Ratschlag aus Büchern und Frauenzeitschriften, um einem Mangel abzu helfen.

Joseph Loseys «Accident» habe ich in Valderrobres vor einem fast leeren Parkett mit Kindern gesehen. (Der Film, meist amerikanischen Ursprungs, ist ein spanisches Nationalvergnügen, und so hat auch unser Dorf zwei Kinos.) Moncho und Javi dachten wohl an Cowboys und munteres Geknall, als Helga sagte «nehmen Sie die Kinder doch mit». Beginn: 22.30. Moncho überreichte mir an der Kasse höflich ein Tütchen mit Sonnenblumenkernen, und kaum sassen wir in unserer Reihe, fingen wir an zu knacken. Andere im Kino taten das auch. Weil der Film synchronisiert war, führten die Oxford-Dons ihre Auseinandersetzungen mit und ohne Damen in hartem Spanisch, so, als sei der gotische Universitätshintergrund Salamanca, wohin aber wiederum die freien Sitten nicht passen wollten – eine recht verwirrende Situation. Die Kinder sahen Dirk Bogardes ausführlichen Seelen-Manierismen halb schlafend, halb gelangweilt zu. Moncho dachte sicher «Wenn doch endlich jemand einen Revolver nähme!». Nachher hinterliessen wir auf dem Fussboden eine Strasse aufgeknackter Schalen.

Soviel Vergnügen die Leute von Valderrobres an filmischen Aktionen haben – die Fähigkeit zur selbstgemachten Freude ist ihnen darüber nicht abhanden gekommen. Im Improvisieren sind sie gross. Ich denke an das Bild einer langen, reichbesetzten Tafel in einem rohen Ziegelsteinbau, durch dessen noch unverglaste Öffnungen das Licht flirrt. Man sitzt in herzhaft angeregter Gesellschaft, dicke Frauen in weissen Schürzen reichen Speisen nach. Alle

[Foto:]

[Foto: Iglesia Santa Maria la Mayor]

[Foto: Castillo de Valderobres desde arriba]

[Foto: Castillo]

Nachbarinnen haben etwas zum Essen mitgebracht: Tortillas, Salate, Kaninchen, Huhn- oder Hammelstücke. Gefeiern wird ein neuer Eselstall in der Vorstadt.

Das erinnert an die Picknick-Unternehmungen, zu denen ganze Grossfamilien nebst Freunden mit dem Eselkarren losziehen. Auch da führt jeder seinen Beitrag zum Essen im Korb mit. An der ausgesuchten Quelle zünden die Männer ein Feuer an, die vorbereiteten Speisen werden draufgesetzt, manchmal rupft einer ein paar Zwiebeln aus dem Feld und wirft sie in die Glut, die schmecken nachher würzig und gar nicht zwiebelhaft. Man isst von ausgebreiteten Tüchern die guten, kräftigen Gaben der Landschaft. Immer ist *cordero*, Hammelfleisch dabei. Ich erschrak, als ich das Wort zum erstenmal in der Kirche aus dem Munde des Pfarrers hörte. Natürlich: *Cordero*, Lamm Gottes. Zum Picknick wird, wie zu allen Mahlzeiten (aber niemals ohne sie!) Valderobres-Wein getrunken, dessen ältere Jahrgänge wie Cognac schmecken. Nachher waschen die Frauen an der Quelle das Geschirr ab. Hängematten werden im Schatten ausgespannt, die Kinder auf Decken schlafengelegt.

Ob unser Dorf arm oder reich, oder besser, wer in unserem Dorf arm oder reich sei, haben wir uns in den Sechziger Jahren oft gefragt. Jedenfalls beschlossen wir, so unauffällig wie möglich aufzutreten und bei unseren Lebensmittelkäufen keinerlei Verschwendung zu zeigen. Das trug uns nachträglich die von Helga übermittelte Rüge ein, wir hätten uns aber sehr schlecht ernährt. Soziale Unterschiede lassen sich nach äusseren Merkmalen nur schwer durchschauen. Unter der schwarzen Baskenmütze kann ein besitzender oder besitzloser Mann stecken. Nur gewisse Honoratioren zeichnen sich durch ihre Funktion ab: *Alcalde*, Pfarrer, Lehrer, Arzt und Tierarzt, Apotheker, Bankdirektor, Notar bilden eine Art kleinstädtischen Bürgertums. Sie sind - die *Guardia Civil* nicht zu vergessen! - die ersten in der Prozession, und ihre Frauen sitzen am Fronleichnamstag schön angetan auf der Plaza hinter einem Tischchen und verkaufen Lose für einen guten Zweck.

Es war uns klar, dass wir unseren Lebensstil nicht zugrundelegen durften, und schon gar nicht unsere eigene, auf Blätter von Papier gegründete Existenz. Einige tausend Bücher und eine gute Ausbildung gelten hier wenig; wer intellektuell etwas werden will, geht in die Stadt. Im

Schreibwaren- und Zeitschriftenladen an der Hauptstrasse gibt es ein kleines Schaufenster mit Paperback-Romanen der Weltliteratur, aber niemals habe ich irgend jemand lesen sehen. Als uns vor dem Dorf Peñarroya de Tastavins ein Herr entgegenkam, der langsam schreitend Camus las, war das eine ausserordentliche Begegnung. Das Dorf übermittelt seine Ereignisse mündlich, und es hat ein langes Gedächtnis. So ist der verschollene Bolero von Valderrobres durch eine alte Frau rekonstruiert worden. Welchen Massstab also sollten wir anlegen, vergängliche Konsumgüter wie Fernsehapparate und Autos, oder Haus und Landbesitz? Dieter B. erzählt, es habe, als er 1956 zum erstenmal nach Valderrobres kam, nur sechs Autos gegeben, und noch in den späten Sechziger Jahren stand unser Auto manchmal auf der Plaza allein. Aber über den alten Ziegeldächern erhob sich schon damals ein Wald zierlicher Antennen. «Ich bin ein armer Mann,» erklärte Francisco seinen TV-losen Haushalt, aber «täuscht euch bloss nicht,» sagte Helga, «die haben alle mehr als ihr, nur eben kein Bargeld». Bäuerlicher Einzelbesitz ist im Gebiet um Valderrobres Tradition, Latifundien hat es dort niemals gegeben. Auch wer sich als Landarbeiter bezeichnet, weil er den Boden eines andern bearbeitet, wird stolz auf sein Eigentum hinweisen – wie jener Carlos, den wir auf der Höhe zwischen Valderrobres und Fuentespalda trafen, dort, wo Felsformationen mit weichen Konturen einen Affen oder ein Pferd gebildet haben.

Wir waren zum Photographieren ausgestiegen, als er zu Fuss daherkam, eine Hacke und einen Sack in der Hand. «Don Carlos?» Er wehrte fast entsetzt ab, mit uns waren die literarischen Assoziationen wieder einmal durchgegangen. Nach ein paar Sätzen hin und her führte er uns ein Stück zurück auf der Landstrasse und dann ins Feld. Er wolle uns etwas zeigen. Er sei verwitwet, erzählte er unterwegs, «ein Mann ist nichts ohne seine Frau», und er arbeite für einen andern. «Aber was ich Ihnen jetzt zeige, ist mein eigenes Land.» Es war ein Grundstück mit herrlichem Fernblick und Kirschbäumen, unter denen wir uns sattessen mussten. Dann führte uns Carlos zu seinem grössten Reichtum, einer Quelle. Wir merkten: Dafür waren wir hergekommen. Er reichte uns eine verrostete Konservenbüchse wie einen Silberpokal, und wir tranken unerschrocken – klares, wohlschmeckendes Wasser. Der Rost, das Wasser in die vielen Kirschen, es hat uns alles

[Foto: Castillo]

[Foto: Castillo]

nicht geschadet. Und nachher packten wir Carlos ins Auto und setzten ihn auf der Plaza seines Dorfes ab, so dass er auch ja von vielen gesehen wurde.

Die intensive Landwirtschaft reicht nicht aus, um alle zu ernähren. Textilfabrikation, die es zeitweise gab, ist wieder eingeschlafen, ausser einem Betrieb für hölzerne Emballagen sahen wir keine Industrieanlagen. Es wandern also immer junge Leute ab in die Stadt, und manche fahren als Pendler mit dem Bus nach Tortosa oder Alcañiz, wie auch die Schüler, die dort das Gymnasium besuchen. 1973 fuhren 12 bis 14 von ihnen nach Alcañiz und 20 nach Tortosa. 10 waren in Internaten oder zum Studium in Saragossa, 4 in Barcelona. Das erfuhren wir, als wir anfangen, nach den Hintergründen zu fragen. Aber die Mädchen, was wird aus einem hübschen gescheiterten Mädchen wie Maribel? Hauswirtschaft, Handarbeit, Musik lernen sie bei den Nonnen, die im Gebäude der neuen Kirche mit dem eifrig bimmelnden Glöckchen eine zusätzliche Schule unterhalten. Die weitere Rolle erscheint festgelegt: Heiraten, Kinder haben, die Wäsche im Waschhaus am Fluss über die Steine rubbeln, zweimal täglich warmes Essen kochen, spanische Männer erwarten das. Sollte es für Maribel nichts anderes geben? Doktors wollten sie als Hausgehilfin mit nach Deutschland nehmen. Cat meinte, sie könne auch in Düsseldorf arbeiten und bekäme etwas von der Welt zu sehen. Aber Maribel wollte nicht weg aus ihrem Dorf, wo es kaum bezahlte Frauenarbeit gibt, und so trafen wir sie eines Tages über einen Strickrahmen an, Spielanzüge aus Wolle in Heimarbeit produzierend. Und als wir das nächstemal Eier holten, fanden wir auch Matilda, unsere Nachbarin munter redend beim Höschenstricken. Heimarbeit für Pfennigbeträge, von einer grossen Textilfirma in Saragossa vergeben, übelste Ausbeutung arbeitswilliger Kräfte, uns schlug das auf Emanzipation gestimmte Herz. Maribel würde es auch noch lernen, sich wegzuwünschen aus dieser Sackgasse. Und wenigstens nach Barcelona gehen, wo ihre Tante Consuelo als Fremdsprachenkorrespondentin arbeitet. Hätten wir wirklich als Frauen in Valderobres leben mögen? War es nicht überhaupt unser Status als geistig und wirtschaftlich selbständige Ausländerin, der uns in diesem Männerland ein derart freies Leben ermöglichte?

Einen gibt es, der weiss genau, wer im Dorf arm oder reich

ist und er gibt sich mit diesem Wissen nicht zufrieden. Als wir am 21. Januar 1974 die Rheinische Post hereinholten, staunten wir, den Namen von Valderobres auf der Titelseite zu finden. Die Meldung war überschrieben «Strafe für Predigt» und lautete: «Wegen einer angeblich klassenkämpferischen Predigt im Dezember hat der Zivilgouverneur von Teruel den Dorfpfarrer von Valderobres mit einer Verwaltungsstrafe von 10'000 Peseten (500 Mark) belegt. Seine Gemeinde ist dem bereits wiederholt mit solchen Verwaltungsstrafen bedachten Pfarrer mit einer Geldsammlung beigesprungen.»

Was war geschehen? Beim nächsten Anruf in Barcelona erkundigten wir uns danach. «Er ist Kommunist,» hörten wir, «er sagt, die Reichen sollen an die Armen abgeben.» Was ja wohl nicht mehr als christlich wäre. Im Dorf sprach man mit Respekt und Bewunderung von ihm. «Er sucht die Leute in ihren Häusern auf, um zu sehen, wie sie leben,» berichtete Helga, «selbst lebt er ganz anspruchslos, ohne Haushälterin. Er kümmert sich um die Schwachen und Kranken. Mit der Jugend kann er besonders gut umgehen, er hat sogar angefangen, Stunden in Sexualaufklärung zu geben.» Überall klang Stolz durch, wenn von ihm die Rede war, und echte oder widerwillige Achtung vor seinem Mut. Manuel: «Er ist ein wirklicher Idealist.»

Später erfuhren wir dann, dass die Geschichte mit jener Sammlung der Gemeinde keineswegs zu Ende war. Seine Oberen hatten ihn für eine Weile aus dem Verkehr gezogen, und er schlug sich an einem anderen Ort als Bauarbeiter durch. Wieder in Valderobres, fuhr er eines Tages zum Bischof und sagte: «Meine Gemeinde hat das Geld für mich gesammelt, weil ich mittellos bin, und es waren viele kleine Summen von armen Leuten dabei. Ich brauche dieses Geld zurück, für soziale Aufgaben in meiner Gemeinde.» Und er bekam es.

Mit seinem konsequenten Ernstnehmen der christlichen Botschaft nützt dieser junge Priester auch dem Ansehen seiner Kirche. Welche Rolle beides, Botschaft und Institution, über die Bräuche hinaus im Leben unserer Dorfleute spielt, gehört auch zu den schwer fixierbaren Eindrücken. Jedenfalls sind sie nicht unduldsam und bleiben damit in der katalanisch-aragonesischen Tradition. Gelegentlich glaubte ich alten antiklerikalen Groll zu spüren, etwa wenn mir ein ehrwürdiger Bauer zwischen Pfarrhaus

[Foto: Castillo]

[Foto: Castillo / Iglesia]

und Hospital im Boden die runden Umrisse zweier Behälter zeigte, die ehemals 20 m tief waren, und in denen die Naturalabgaben der Bauern gesammelt wurden, 10% für die Kirche und 3% für die Regierung. «Früher hat Valderobres drei Pfarrer gehabt.» - «Wann war das, und wie lange haben die Abgaben gedauert?» – «Die Dame ist Intellektuelle, sie will es genau wissen», sagte mein Begleiter. Trotzdem erfuhr ich gerade diesen wichtigen Umstand nicht. Ich war in die alte Zehntscheuer geraten - reinste Gotik hinter einem Holzverschlag – und das ist ja wohl eine europäische, keine bloss spanische Erscheinung. Die Frage ist, ob sie in Spanien länger fortbestanden hat als anderswo. Aber mögen auch die Tribute ein Jahrhundert oder länger aufgehoben sein, das Gedächtnis der Unfreiheit brennt weiter. Derselbe Bauer erklärte mir im Kastell die Steinmetzzeichen an den Quadern als Zeichen der Fronenden, nach denen ihre Tagesleistung festgestellt wurde – Leben mit der Geschichte vom Blickpunkt derer, die unter ihr gelitten haben, das Kastell als Zwingburg.

«Der neue Pfarrer? Ein grossartiger Mann!» sagt auch Manuel. «Er erobert Valderobres mit seiner deutlichen Sprache, hilft den Bauern bei der Ernte und will kein Geld dafür. Früher haben die Pfarrer zu den Reichen gehalten, und man musste ihnen die Hand küssen.» Manuel misstraut selbst der Wein-Cooperative, weil sie den Namen «Santa Maria la Mayor» trägt. «Da steckt doch die Kirche dahinter. Sobald du abgeliefert hast, bist du nicht mehr Herr über deine Sachen.»

Manuel ist viel herumgekommen und mit einer Deutschen verheiratet. Er hätte seine Landsleute gern rationaler und leidet unter dem, was er die «spanische Krankheit» nennt: «Die Bürokratie, die Korruption, der Favoritismus. Wenn du einen guten Taufpaten hast, so bist du gut getauft. Wir zerstören uns selbst.» Das sind Erscheinungen, die kaum jemand bestreitet. Man kann sich über sie aufregen und grundsätzlich werden, oder man kann sich mit einem gewissen Spass an der eigenen Geschicklichkeit durchschlängeln und das Beste aus dem System machen – Reaktionen, die vielleicht für den Gegensatz von Aragonesen und Katalanen, vielleicht auch für den von Bauern und Händlern innerhalb des Dorfes bezeichnend sind.

Was ist da überhaupt Aragón, was Katalonien? Uns sind

beim Zuhören die vielen au-Laute aufgefallen, also etwa *palau* statt *palacio* (Palast). Valderrobres liegt an der Grenze des katalanischen Sprachgebiets. «Es sind Aragonesen, die katalanisch sprechen,» sagt Dieter B. Ihm sei sofort die Wesensähnlichkeit mit den Westfalen sympathisch gewesen. Das Schwere, Verlässliche. Auch der gescheite, zum Epigrammatischen neigende Wortwitz. (Grosses Beispiel aus der Literatur: Das «Handorakel». Sein Verfasser, Baltasar Gracian, war Aragonese.) Die bilderreiche, sprichwortgewürzte Sprache mache die Unterhaltung zu einem Vergnügen. So hätten seine Bauarbeiter eine unnachahmliche Art, ihn als «grossen Boss» ironisierend hochzuheben. Beherrschung des sprachlichen Ausdrucks unabhängig von der Schulbildung, keine Klassenunterschiede durch Sprache – das wird für ganz Spanien besonders von Engländern hervorgehoben.

Wie bezieht sich spanische Geschichte auf unser Dorf, wo gehört es hinein? Dem Anschauen und Fragen ist bei uns eine intensive Lese-Phase gefolgt, ein fieberhaftes Suchen in den Registern: Valcarlos, Valdepenas, Valdivia - nichts über Valderrobres. Aber eine Menge Stoff über Aragonien. Der Ursprung des alten Königreichs Aragón liegt in den Pyrenäen, und das ist weit von Valderrobres entfernt. Die Berge, auf die unser Dorf blickt, stellen es in eine ganz andere geographische Nachbarschaft. Über sie schreibt Hermann Lautensach in seinem Standardwerk über die Iberische Halbinsel: «Die katalonische Binnenkette schliesst sich im Gebirgsknoten der Puertos de Beceite (Monte Caro 1'447 m) des Gau Maestrazgo an das Iberische Randgebirge an.» Das alles liegt so nah, dass manche deutsche Reiseführer Valderrobres fälschlich zum Bergland des Maestrazgo rechnen. Der Ort selbst jedoch und die Flussaue des Matarraña bezeichnen die Südspitze des fruchtbaren Ebrobeckens. Diese Randstellung erklärt das für uns so anregende Nebeneinander von Gebirgsvegetation und intensiver Kultur. Das Gebiet war von jeher durch seinen Mittelbesitz wirtschaftlich und sozial ausgewogen und hat diesen Charakter auch nach der Reconquista, der Rückgewinnung von den Mauren, beibehalten.

Selbstverständlich war das nicht: Oft nämlich wurden weite Landstriche, die als Dank den bei der Wiedereroberung hilfreichen Ritterorden übereignet worden waren, als Grossgüter bewirtschaftet, oder sie dienten den riesi-

[Foto: detras del Castillo]

[Foto: Carrito con mula]

gen, im Interessenverband der Mesta zusammengeschlossenen Wanderherden als Weidegrund und verkamen zur Brache. Aus Merinowolle als Exportartikel und Inlandsware spann die herrschende Adelsschicht des spanischen Mittelalters vielerorts ihren Reichtum. Die Bergstadt Morella an einem der alten Durchzugswege in dem Valderrobres benachbarten Gau Maestrazgo hat noch heute Wollweberei. Ihre Stoffe und Läufer in leuchtenden Farben sind bei Touristen sehr begehrt. «Maestrazgo» nannte man das Herrschaftsgebiet eines Grossmeisters, in diesem Falle der Montesa-Ritter, deren Hauptsitz San Mateo unweit Morella war.

Auch die von den Mauren befestigten Orte an den Flüssen Algás und Matarraña sind 1170 von den christlichen Streitkräften unter Alfons II. mit Beteiligung spanischer und ausländischer Ritter zurückgewonnen worden. Darüber unterrichtet eine reich bebilderte, von der Sparkasse herausgegebene Broschüre «Valderrobres y el Matarraña», die Ramón 1972 druckfrisch vor uns hinlegte. «Den Johannitern und den Rittern des spanischen Schwertordens von Calatrava» heisst es da, «gab man anschliessend einen guten Teil dessen, was sie erobert hatten.

Nicht so in Valderrobres. Denn das Land unter der Caixa, Valderrobres, Fuentespalda und ein inzwischen verschwundener Ort wurde 1175 von König Alfons II. der – heute La Seo genannten – erzbischöflichen Kirche in Saragossa geschenkt. Diese gab es als Lehen an einen Domherrn weiter, in dessen Familie es bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1302 blieb. So reich war das Gebiet, dass alsbald zwischen König Jaime II. und dem Erzbischof von Saragossa ein Streit um die Gerichts- und Steuerrechte losbrach. Diesmal wurde die Herrschaft unter einigen königlichen Vorbehalten vergeben. Valderrobres bekam ausser dem Marktrecht das Privileg, alljährlich im August ein vierzehn Tage dauerndes Patronatsfest zu feiern – die grosse Sommerfiesta! Später genehmigte der Erzbischof seinen dortigen Vasallen die Einrichtung einer Ölmühle, zu der alle umliegenden Dörfer ihre Oliven abliefern mussten. Die Bedeutung des Ackerstädtchens – Valderrobres wird immer als «villa» aufgeführt – betonte König Juan I., als er es 1390 befestigen und mit Mauern versehen liess.

Das Rochustor ist als ehemaliger Wachturm ein Rest dieser Anlage, ebenso die angrenzende Fonda, ein go-

tisches Haus, dessen Schönheit unter den vielen Umbauten nur noch zu ahnen ist. Beim Herumsteigen in Valderrobres liesse sich der Verlauf der ehemaligen Mauer rekonstruieren, am besten sichtbar in der Umgebung des Portal de Bergos, eines noch erhaltenen Tordurchgangs. Die Schulkinder mussten in Valderrobres versuchen, einen Plan mit allen Gassen aufzuzeichnen. Ob man das dort lernt, ob die Steine zum Reden gebracht werden? Der Ort hat eine überall spürbare Geschichte, die nicht nur aus den Wahrzeichen spricht.

In der römischen Zeit hatte er zum Herrschaftsgebiet von Tarraco, dem heutigen Tarragona gehört. Das Kastell ist von den Mauren erbaut, Valderrobres wurde wie das ganze Ebrobecken mit seinem anheimelnd afrikanischen Klima sehr lange von ihnen gehalten. Aber über die maurischen Jahrhunderte wird nichts berichtet – Ungeschichte weil unchristlich? Noch heute wird ein gelegentlich vorkommender leicht negroider Typ verächtlich als «moro» bezeichnet. Was ist an Bluterbe, was an Lebensformen geblieben? Die Mauren haben das Geschenk der Bewässerungskunst hinterlassen, wahrscheinlich stammt auch der Jota-Tanz von ihnen. Viele Namen und Bezeichnungen gehen auf sie zurück, auch ganz simple Alltagsgewohnheiten wie die, dass Frauen, wenn sie sich einen Stuhl vors Haus stellen, immer mit dem Rücken zur Strasse sitzen. Hat vielleicht der blassblaue Anstrich der aragonesischen Häuser etwas mit der Furcht vor dem bösen Blick zu tun? In Griechenland, der anderen Halbinsel mit muselmanischer Vergangenheit wäre das keine Frage. Die blauen Kacheln des aus maurisch-christlichen Elementen entwickelten Mudejarstils sind ebensowenig nach Valderrobres gedrungen wie seine Verwendung von Backstein; allenfalls der achteckige Kirchturm liesse sich zu ihm in Beziehung setzen. Andererseits ist durch die späte Rückeroberung die Romanik nicht mehr bis in dieses Gebiet gelangt, wohl aber die Gotik.

Das Aragonien, zu dem Valderrobres seit 1170 gehörte, war – damals schon mit Katalonien vereinigt – nach Frankreich und zum Mittelmeer offen. Die Titel, mit denen Alfons II. die Schenkungsurkunde von Valderrobres unterzeichnet, heissen: König von Aragonien, Graf von Barcelona, Marquis von Roussillon. Wer wohnte in dem teilweise entvölkerten Valderrobres, wer mag nach dem Willen der Schenkung dort angesiedelt worden sein? Die

[Foto: Casa]

[Foto: Cabras]

[Foto: Corral]

[Foto: Corral]

Einflüsse jedenfalls, die in den abgeschiedenen Ort drangen, kamen von Saragossa und von Barcelona, sie wurden von Königen, Erzbischöfen und Ordensrittern hereingetragen, bedächtigen Aragonesen und beweglichen, seefahrenden Katalanen.

Den Grundstein zur Kirche soll der in Montpellier geborene König Jaime II. am Ende des 13. Jahrhunderts selbst gelegt haben. Erzbischof Fernando de Heredia, der dem Kastell als ehemaliger königlicher Residenz sein Wappen mit den sieben Türmen aufprägte, war Aragoneser, Sohn eines Grossmeisters des Johanniterordens, sein weiterbauender Nachfolger, Don Dalmau de Mur, Katalane mit hochentwickeltem Kunstsinn (der Mann mit dem Ölmühlen-Privileg). Er war es, der bei dem katalanischen Bildhauer Pere Johan die geschnitzten Hauptaltäre der Kathedralen von Tarragona und von Saragossa bestellte. Heute geht man im Diözesanmuseum von Saragossa durch die grossartige Sammlung flämischer Gobelins aus dem 15. Jahrhundert wie durch einen mythischen Wald – vielleicht hat auch Don Dalmau einige erworben. Dann wäre es nicht unmöglich, dass sie zeitweise die Wände des Palastes von Valderrobres bedeckt haben.

Etwa die Wände des Kaminsaaes. Der hatte 1429 seine Stunde, als Alfons V., der Grossmütige, die Cortes, das Ständeparlament von Aragonien, dorthin einberief. Zur Krone von Aragonien gehörten jetzt auch Neapel und Sizilien. In Valderrobres trat man zusammen, um Kastilien den Krieg zu erklären und die Gelder dafür zu bewilligen: der vorsitzführende König auf seinem erhöhten Thronsessel unter dem Baldachin, die Wände der Empore mit Wappen geziert, vor ihm im Karree sitzend die drei Stände: Adel, Geistlichkeit und Stadtpatriat. Sie haben gerade in Aragonien immer wieder erfolgreich um ihre Sonderrechte gekämpft. Von Katalonien kam welterfahrener, beweglicher Bürgersinn. Soweit man von demokratischen Vorformen sprechen kann – hier werden sie sichtbar.

Valderrobres, weiterhin von königlichen Verwandten und Erzbischöfen geschätzt, hat noch einmal grosse Tage, als Erzbischof Juan Cebrian, Vizekönig von Aragonien, 1556 eine dreimonatige Kirchensynode dort abhält. Er muss wegen der Gicht in einer Sänfte zwischen Kirche und Palast hin- und hergetragen werden. Damals war er also bewohnt. Erstaunlich ist, dass in Valderrobres grosse Bür-

gerhäuser wie auch das Rathaus erst am Ende des 16. Jahrhunderts entstanden sind, als der Abstieg des spanischen Weltreichs schon begonnen hatte (Untergang der Armada 1588) und die führende Rolle längst von Barcelona an Madrid abgegeben war. Mit Ausnahme von La Portellada haben sämtliche Dörfer um Valderrobres unverhältnismässig kostbare und bedeutende Rathäuser mit Säulenvorhallen, Balkons, aragonesische Galerien, manchmal auch Wasserspeiern. «Rathäuser sammeln» ist eins unserer Lieblingsspiele geworden. Rühren Reichtum und Stileinfluss von Kataloniens Mittelmeerhandel her? Der Führer zum *Pueblo español* [«Spanischen Dorf»] in Barcelona gibt die überraschende Erklärung, Valderrobres sei eine Komturei des Johanniterordens gewesen – daher seine anhaltende Blütezeit. Im Ort haben wir dafür keinen Beleg gefunden, es sei denn, das alte Hospital an der Kirchenstiege stelle sich als ehemaliges Ordenseigentum heraus. In La Fresneda ist das Komtureigebäude bekannt – es hat den Baum im Wappen, der noch vielfach auftaucht und nicht nur unser Dorf bezeichnet.

Betrachtet man, was die kleinen lokalen Schriften über Valderrobres sagen, so scheint es nach dem 16. Jahrhundert in tiefen Dauerschlaf gesunken zu sein. Erlösch das Interesse der Erzbischöfe, wurde das Kastell durch langsamen Verfall zum Steinbruch? Wohin gerieten die führenden Familien, gab es Dorfbewohner, die in die italienischen und griechischen Besitzungen des grossen katalano-aragonesischen Reiches auswanderten? Fragen über Fragen, mit denen man im dicken Staub geschichtsloser Jahrhunderte herumrührt. Gewiss haben die Bauern in den alten Häusern weitergelebt wie immer und ihren Boden bebaut. Ein aufmerksamer Reisender aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird zitiert, der von Öl, Wein, Getreide, Wollvieh, Kaninchen und 2276 Seelen berichtet. Man sieht: Es hat sich bis heute kaum etwas geändert. Als 1865 der älteste Teil der Kirche einstürzt, wird er abgerissen, aus Achtlosigkeit oder Armut?

Die Leute von Valderrobres haben sich die Last des historischen Erbes für ihre Schultern zurechtgebogen. Was wir in Deutschland euphemistisch «jüngste Vergangenheit» nennen, kommt überhaupt nicht zur Sprache, jedenfalls nicht vor uns Gästen. Der Bürgerkrieg sitzt allen noch als Schreck in den Gliedern. Niemand sagt mir, ob die 34 Toten auf der verwitterten Tafel an der

[Foto: Pantano de Pena – desde la Caixa]

[Foto: Pantano de Pena – desde la Caixa]

Kirche die Republikaner mit einschliessen. Im Buch der Legion Condor finde ich auf S. 26: «Aus der während der Kämpfe um den Süd-Ebro vorgeschobenen Front stiessen die nationalen Truppen nun in allgemeiner Richtung Südost auf das Mittelmeer vor: [...] die Italiener von Alcañiz auf Valderrobres.» Was nicht da steht – dass die Deutschen im Dorf eine Funkstation hatten – erfuhr ich erst von Dieter B. Er hat die Frau noch gesprochen, die für die Soldaten kochte.

«Warum redet hier nie jemand über Politik?» möchte ich manchmal fragen. Vorstösse auf diesem Terrain werden lachend abgebogen. «Alle haben Angst», sagt Manuel. «Die Alten vielleicht, die Jungen nicht mehr,» sagt Jo, «die haben einfach nicht gelernt, politisch zu denken.» Dieter B. hat eine andere Erklärung: «Spanier sind unter sich politische Diskutierer. Ausländer verachten sie im Grunde und zeigen sich ihnen gegenüber geschlossen.» Uns scheint, dass die Dorfbewohner mit der Diplomatie der Katalanen und der Vorsicht der Aragonesen langsam in eine bessere Lage hineingewachsen sind. Baltasar Gracian könnte ihr Lehrmeister sein: «Sich nicht allzu deutlich ausdrücken. Denken wie die wenigsten und reden wie die meisten.»

In den letzten Jahren hat sich auch in unserem Dorf die Entwicklung sprunghaft vollzogen. Vom Eisenbahnzeitalter war es kaum berührt worden. Die Bahnstrecke Tortosa-Saragossa verlief einige Kilometer entfernt.¹ Als wir die einsame Station einmal aufsuchten, wirkte sie ausgestorben und ramponiert, ein Baum auf dem Bahnsteig hing voller Kirschen. Im Mai 1975 sagte man mir «da fährt kein Zug mehr». Dafür hat das Auto nun endlich die Randlage von Valderrobres überspielt. Die Küste, Luftlinie nur 45 km, aber durch einen Gebirgswall abgeriegelt, lässt sich jetzt bequem erreichen. Tagesausflüge zum Baden machen die jungen Leute zufriedener, in die Stadt zu ziehen wird weniger verlockend. Aber es gibt auch den ersten Verkehrstoten: Am Weihnachtsabend ist der Sohn des «Mandelfabrikanten» auf der Rückfahrt von Alcañiz verunglückt. Und auf der Vorstadt-Seite der Eisenbrücke hat man den Autofahrern zuliebe die schönen alten Platanen umgelegt.

Auf den Landstrassen und Fahrwegen sind plötzlich die Esel in der Minderzahl. Stolze Traktorfahrer brausen mit grossen Ackerwagen vorbei, für viele ist die mühsame An-

¹ Hinweis: Die Autorin meint die Strecke Tortosa-Alcañiz.

[Foto: Pantano de Pena – lleno de agua]

näherung ans Arbeitsfeld erleichtert. Die Regierung bietet besondere Kredite, wird mir gesagt. In unserer Gasse gibt es jetzt mehrere Motos, und frühmorgens, ehe der Ausrufer kommt, rumpelt der Müllwagen hindurch, auch er durch Hornstösse angekündigt. Kein Abfallbeutel darf mehr von der Steinbrücke geschleudert werden – der Fluss stinkt nicht mehr.

An den alten Häusern wird mit Backsteinen herumgeflickt, und in die ehemals so erdige, rubbelige Fläche der römischen Ziegeldächer mischt sich Wellblech. Maribel führt uns in ein neues backsteingemauertes Schwalbennest an ihrem Elternhaus: «unser Badezimmer». Luis hat seiner Mutter die Spülecke neben dem offenen Kamin mit bunten Keramikfliesen ausgelegt. Francisco sitzt auf einem glänzenden hellbraunen Kunstledersofa. Ob die Lehrerin Antonia immer noch, wie vor Jahren, den Kühlschrank als Schmuckstück mitten im Zimmer stehen hat, darauf die üppigen Volants der Puppe verteilt (diese spanischen Puppen!)?

Als ich das letztemal bei Pilar zum Abendessen eingeladen war – bei Pilar, die längst nicht mehr Schwarz trägt – gab es wie immer die köstlichsten Sachen: Artischocken- und Kartoffeltortillas, Kaninchen, Tomaten, Käse. Aber geredet haben wir kaum miteinander. Denn in der Ecke stand als Überraschung ein riesiger Fernsehapparat, komplett mit Unterbau, und da lief «Pal Joey» mit Frank Sinatra. Pilar und ihre drei Kinder Luis, Teres und Paco liessen sich durch die vorgeführte Lebensform gar nicht imponieren. Bei den sentimental Stellen lachten sie. Später kamen auch Francisco und Aristedes dazu, alle waren müde und vergnügt. Valderrobres hat jetzt schon vier Farbfernseher, einer davon steht in Lidias Bar. Tieta Josefina spricht nicht mehr, wie in früheren Jahren, vom Sterben. Der neue Doktor scheint sie gut zu behandeln, und auch sie schaut angespannt auf die Mattscheibe, wo eine Geschichte der Eroberung von Panama abläuft. Ein dezidiert spanisches Thema, zu dem der mitsehende Nachbar kluge Bemerkungen beisteuert.

Auf der Plaza hält ein Wagen mit dem Kennzeichen von Saragossa. Eine elegante junge Dame entsteigt ihm, ein Freund, zwei Freundinnen, eine wunderbare gefleckte Dogge – grosser Auftritt, Küsse, Umarmungen nach allen Seiten. Ein Liebling des Dorfes ist zu kurzer Gastrolle eingekehrt: Mariluz, Ansagerin bei Radio Saragossa, eine,

[Foto: Barranco]

die aus dem weiblichen Normalgehege ausgebrochen ist. Das Dorf hat seine Romanzen und wahren Geschichten, aus einer ist sie hervorgegangen.

Maribel näht jetzt Arbeitshosen zusammen, für eine kleine Fabrik in der Vorstadt, wo man die blauen Beinlinge von weitem flattern sieht. Matilda, unsere Eierlieferantin, hat durch zähen Fleiss das Haus gegenüber erworben; es wird also nicht einstürzen. Sie und die junge Teres sortieren Mandeln in dem hohen Lagerhaus, der «Mandelfabrik», die von weitem den Blick auf sich zieht. Sortieren ist angenehmer als die Früchte aufsammeln. «Dafür bekommt man schon fast niemanden mehr,» sagt Francisco. Sie sitzen sich redend an einem kleinen Fließband gegenüber, sechs oder acht Frauen. Alle übrige Arbeit tun riesige Maschinen, die Schalen und Kerne trennen und die Schalen zermahlen; Gebläse, die die verschieden grossen Mandelkerne in ihre Silos transportieren. Der Besitzer geht mit uns die Treppen hinauf und lässt von oben eine Glühbirne an langem Kabel in die Silos hinab.

Vor der Fabrik für Holz-Embballagen im Talgrund haben jetzt die Arbeiter ihre kleinen Wagen stehen, Lautsprechermusik schallt herüber, sie rufen mir etwas zu. An der Strasse nach Fuentespalda werden in einer langgestreckten Halle Betonplatten hergestellt. Viel Industrie ist das nicht, aber wer sagt denn, dass ein Dorf mit derart fruchtbarem Boden Industrie haben muss?

Änderungen sind selbst im Fruchtanbau von Valderrobres eingetreten: Das mit den 73'000 Ölbäumen stimmt nicht mehr. Viele Tausend sind in den Frostwintern erfroren. 1973 gab mir der damalige – inzwischen durch die Pfarrergeschichte abgelöste – Alcalde die Zahl 35'000 an. Man habe sich jetzt mehr auf Wein verlegt: 1,9 Millionen Liter im Jahr, von 130 Mitgliedern der *cooperativa*.

Was wir, selbst aus einem Industrieland kommend, als «unberührt» empfunden haben, war die Schönheit einer durch alte Kultur geformten Landschaft. Wie rasch ist sie aus dem Gleichgewicht gebracht. Auch das alte Dorf war ein Organismus. In der Vorstadt bauen jetzt die zu Geld gekommenen Händler und Handwerker fünfstöckige Mietshäuser. Der Blick auf Brücke, Torturm und Rathaus wird mehr und mehr verstellt.

Valderrobres hat, was die zivilisatorischen Zutaten angeht, unseren europäischen Lebensstil erreicht. Noch verbindet es die alten Werte mit den neuen Vorzügen: Tieta

Josefina genießt ärztliche Kunst, Fernsehen und die Gespräche am Brunnen. Pilar hat ihre drei Kinder fest am langen Zügel. Maribel bezieht nach ihrer Heirat ein renoviertes altes Haus. Sie will ganz bewusst nicht «da drüben» wohnen. Familie, Nachbarschaft, Festhalten am Boden und an den Häusern der Sippe – es funktioniert alles noch. Der alte, erhobenen Hauptes auf seinem Esel reitende aragonesische Bauer, den seine Freunde «*El Rey*», den König nennen, hat eine natürliche Würde, die mit Geld nicht zu kaufen ist und von den Geschäftemachern nicht erreicht wird. Stirbt diese Haltung mit den Alten aus? Während wir beobachteten, wie das Dorf sich änderte, haben wir selbst uns in vielem revidiert. Wir möchten es vor den Fehlern bewahren, die bei uns gemacht worden sind, und wir wissen, dass wir das nicht können. Unsere Beschwörung: dass Brücke und Plaza früh genug, ehe der Verkehr sie frisst, für Motorfahrzeuge gesperrt werden, dass der unersetzliche Schatz des Ortsbildes allen bewusst wird, und dass endlich einmal jemand das vergammelte holzgeschnitzte Dachgesims am Rathaus in Ordnung bringt. Je einheitlicher diese Welt wird, umso wichtiger wird die lokale und regionale Eigenart.

Das Bild vom Dorf ist nicht mehr so eindeutig. Es hat Zwischentöne bekommen, gebrochene Farben, und das heisst, es hat sich vertieft. Immer wieder wird es Freunde geben, die sagen «was findet ihr bloss daran, irgendein spanisches Dorf».

Wir sitzen im Flugzeug, das uns zurückbringt, die Flaschen und Krüge mit Öl, Wein und Honig an uns gepresst, Hufe, Franciscos Moto und den Ausrufer im Ohr: «Zwei Señoritas aus Deutschland verlassen uns heute – hoffentlich nicht für lange.»

Wir wissen jetzt, er sagt das nicht.

Wir sagen es.

[Foto: Barranco]

[Foto: Cementerio]